CAPTN. GORDON,

Royal Navy.

L.g.
0.
460
1

A. Lafontaine

neueste

Erzählungen

und

kleine Romane.

Erstes Bändchen.

Berlin 1807.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Innhalt.

Die Rückkehr ins Vaterland . . . . S. 5

Das Portrait . . . . — 56

Die Erbschaft . . . . — 94

Die Brüder . . . . — 161

A. Lafontaine

neueste

Erzählungen und kleine Romane.

Erstes Bändchen.

Die Rükkehr ins Vaterland.

Emilie an Julien.

Kassel.

Da gehts nun wieder in vollem Galloppe nach dem geliebten Vaterlande zurük! Vaterland? Es ist seltsam, liebe Julie: ich hatte mich hier so gewöhnt, daß ich mit keinem Gedanken an Frankreich und Paris gedachte, daß ich hier hätte leben und sterben, und, was weder meine Mutter noch Tante denken können, recht glücklich leben wollen. Ich war acht Jahr alt, da wir Frankreich verliessen. Guter Gott! was hat da Werth? Was? O liebe Julie, da du vor Einem Jahre mit deinen Eltern nach Hamburg gingest, da fühlte ich zum erstenmale den Schmerz der Trennung. Das war eine Revolution, Julie, die ich noch beweine! O Julie, wann werde ich dich wieder sehen! Wohl jemals? Gott gebe es!

Ach erinnre dich, mir fällt es jetzt sehr lebendig ein, wie wir beiden Kinder uns immer zwingen mußten, ernsthaft auszusehen, bei den

schrecklichen Nachrichten aus Paris, die uns den Verlust unsers Ranges, unsers Vermögens, unsers Nahmens, unsrer Vorrechte ankündigten. Uns nahm man nichts. Unser Rang war die Heiterkeit unsrer kindischen Brust, unser Vermögen war eine schöne Blume, ein flatternder Schmetterling. Ach weißt du noch, unsere Familien waren zusammen im Garten in Koblenz. Man hatte traurige Nachrichten bekommen. Dein Vater suchte mir und dir begreiflich zu machen, was wir verlohren hätten; da rief zum erstenmal der Kukkuk. Wir beide sahen uns freundlich an, horchten, klatschten in die Hände, und du sagtest, wie aus meiner Seele, in kindischer Fröhlichkeit, o so lange der schlägt hats nichts zu sagen.

Julie, hatten wir nicht recht? Gestern giengen wir hier auf der schönen Wilhelmshöh. Meine Mutter und Tante machten Plane, große, mächtige, unwahrscheinliche Plane. Ich dachte an dich, und an die Möglichkeit dich wieder zu sehen, einen Plan, gegen den kein Herz etwas haben kann. Da schlug zum erstenmal über mir die Nachtigall, und in der Ferne rief der Kukkuk. O! rief ich ergriffen von dem Gespräch meiner Verwandten, von meinen eigenen Gedanken an dich: so lange die schlägt, hat's nichts zu sagen! Ich weiß wohl, was ich damit sagen wollte, und du weißt's auch. Wäre es nicht besser, daß sie es alle wüßten, wie viel, o Julie, wie viel

mehr werth die sanfte Bewegung deines Busens bei dem schönen Gesange der Nachtigall ist, als alle ihre Plane, die ich so ungerne höre, weil ich gar keine Rache liebe, als die einzige der Verzeihung.

Wie der Mensch nun ist: wir hatten durch eine lange Gewohnheit uns mit unserm Geschike befreundet, wie man endlich, sagt meine Mutter, einen Mann den man anfangs gar nicht liebt, lieb gewinnt; wir lebten recht angenehm. (Doch du weißt es ja, wie uns eigentlich nichts fehlte, wie meine Mutter oft, mit einer lächelnden Miene und einem Erröthen über ihre Undankbarkeit gegen das Geschik, sogar gestand, daß sie nirgends glüklicher gewesen sey als in Deutschland.) Und nun mit einem Aufwand von Kräften, von Zeit, Mühe, und ich glaube auch von Geld haben wir endlich das Auslöschen unserer Nahmen von der traurigen Liste der Verbannten erhalten: wir gehen nach Frankreich zurük, mit Gesinnungen, Planen, Wünschen und Hoffnungen, welche meiner Mutter die Ruhe nicht lassen werden, die sie gefunden hatte, und die ihrem Charakter so nöthig ist. Sieh Julie, das ängstet mich, trotz meines heitern Herzens, ein wenig. Wir gehen unruhigeren Stunden entgegen. Meine Mutter möchte den Pferden Flügel geben; ich möchte ihnen Bleialsten an die Füße hängen: denn mich führen sie immer weiter von Julien, an de-

ren Brust dieses Herz allein mit sorgenloser Heiterkeit schlug. Adieu! grüße Alles von deiner Emilie.

Emilie an Julien.

Gris Bois.

Wir fahren weiter, liebe Julie; aber geschwind, ehe die Thränen in meinen Augen vertrocknen, ehe dieser warme Strom der Liebe, der Rührung, der Bewundrung, der meine Brust und meine Seele erhebt, versiegt, muß ich dir ein Blatt schreiben. In einem Städtchen am Rhein auf der deutschen Seite sizen wir, ein wenig ängstlich: denn in ein Paar Minuten konnten wir nun wieder unter unsern Landsleuten seyn, die meine Mutter mit dem allerseltsamsten Gefühle, zu gleicher Zeit, haßte und liebte. Ich muste mich bei dem Wirthe, wo wir abgestiegen waren, erkundigen, ob weitere Formalitäten bei dem Eintritt auf der Gränze nöthig wären. Des Mannes Meinung wurde mir nicht deutlich, so viel Mühe wir uns auch beide gaben einander zu verstehen. Der Wirth zeigte endlich auf einen alten Mann, und dieser näherte sich sogleich mit einer wohlwollenden Verbeugung, und redete uns französisch an. Er gab uns nicht allein die nöthige Aus-

kunft, sondern noch allerlei nüzliche Regeln für unser Benehmen auf dem Boden der Republik. Meine Mutter sagte ihm: Sie sind so sehr artig, mein Herr, daß Sie wohl ein Landsmann von uns sind? er verbeugte sich.

Auch ein Ausgewanderter? er bükte sich mit einem Seufzer.

Und Ihre Familie ist bei Ihnen? Er schüttelte mit einer schmerzhaften Heftigkeit den Kopf.

Aber Sie haben noch Familie? Er faltete schnell die Hände, hob die Augen, und plözlich traten zwey Thränen in seine Augen. Ja, sagte er dann geduldig, und nahm unsern Paß, als wollte er das Gespräch unterbrechen. Vier Personen? sagte er: ich sah nur drei, wie Sie ankamen. Die vierte Person, antwortete meine Mutter, ein alter Bedienter meines Hauses starb, da wir abreisen wollten.

Starb? sagte er mitleidig: guter Gott! so nahe! doch er hatte wohl keine Kinder dort? Er sah in den Paß, er las das Signalement unsers alten La Rose. Sein Auge funkelte. Mit einer seltsamen Heftigkeit wandte er sich an meine Mutter; ists nicht als ob dieses Signalement Ihres Bedienten auf mich gemacht wäre? Beinahe, sagte meine Mutter lächelnd.

Ganz! Ganz! rief er: da fehlt nicht ein Zug! ein bleiches Gesicht (voll Kummer), sezte er hinzu, eine lange gebückte Gestalt, (der lange

Schmerz hat sie gebrochen und gebeugt). Weisses Haar, (der freundloseste, der trostloseste Gram hat es gebleicht) Auf dieses Signalement, sezte er mit einer flehenden Stimme hinzu, könnte ich sicher noch einmal mein Vaterland betreten.

Verstand ich ihn allein, Julie? Ich sah meine Mutter an; meine Tante und ihre Gesichter sagten nichts, gar nichts. Mit einem trostlosen Blike legte der Unglückliche den Paß auf den Tisch. Nein, ich konnte nicht länger schweigen. Ich sagte: wenn das Ihr Wunsch wäre, so wird meine Mutter zu der Freude, unser Vaterland wieder sehen zu dürfen, gern die Freude, einen braven Mann glücklich zu machen, hinzufügen. Kaum hatte ich das gesagt, so stand der alte Mann mit einem glühenden Gesichte, mit entzükten funkelnden Augen vor mir, küßte meine Hände, und badete sie mit einem Strom von Thränen. O Julie, ich muste laut schluchzen. Meine Mutter wurde sogar sichtbar gerührt. Sie fragte gütig nach des Alten Nahmen. Ich heiße, sagte er mit zitternder Stimme: ich heiße De Valce. Valce? fragte meine Mutter sich besinnend, waren Sie nicht — Ich habe vergessen, Julie, was er war. Genug, meine Mutter hatte ihn gekannt. Sie erinnerten sich beide ihrer Bekanntschaft und man beschloß, den Herrn De Valce unter dem Nahmen La Rose mitzunehmen.

Ich tanzte vor Vergnügen im Zimmer umher, und sah anfangs nicht, daß der alte Mann mit gefaltenen Händen, mit einem Paar betenden, nassen Augen an das Fenster getreten war. O Madame, sagte er dann zu meiner Mutter in den eifrigsten Tönen der innigsten Dankbarkeit: Gott gebe Ihnen für diesen Augenblick der seligsten Hofnung meines Lebens ein Leben voll Freude.

Die Anstalten zur Reise wurden getroffen, und La Rose hätte uns nicht nüzlicher seyn können, als es der Herr De Valce war. Wir kamen glüklich durch alle Posten, ich zitterte jedesmal, wenn der Offizier oder der Beamte in dem Passe auf den Nahmen La Rose kam. Das bin ich! rief der Alte schnell, als wollte ihm Jemand diesen Nahmen rauben. Ich wollte anfangs schlechterdings nicht zugeben, daß er auf dem Kutschboke sizen sollte; allein man überstimmte mich.

Hinter Luxenburg wendete sich auf einmal der Postillon zu uns um. Herr De Valce saß bei uns im Wagen. Der Postillon sagte: Hier war sonst die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland. So? antworteten wir drei Frauenzimmer kalt. Valce bat einen Augenblick aussteigen zu dürfen. Wir fuhren langsam in einer Wendung weiter. Da sah ich den Mann auf der Gränze, knieend, die Arme empor streckend. Ich weiß nicht, Julie, haben nur die Männer ein Vaterland? Meine Mutter, meine Tante fühl-

ten nichts bei dem Worte Gränze, und wie Valce wieder einstieg, da glaubte ich noch Spuren von Thränen in seinen Augen zu entdeken, mit denen er sein Vaterland benetzt hatte. Ich konnte an seinem Gefühle nicht irre werden, denn auf die Frage meiner Mutter, was ihm sey, antwortete er mit einem allmächtigen Tone, mit dem ich nur das Wort: Geliebter! Mann! aussprechen würde, das Wort: Vaterland! oder ist der Nahme Mann das Wort, das alle andere Worte verschlingt; ist die Umarmung eines edeln Mannes, ist die Brust, das Herz eines Geliebten unser Vaterland? O wohl uns, daß man uns um diesen harten Nahmen gebracht hat! so mögen unsere Rechte allein die Liebe, die Treue, das Vertrauen eines Herzens seyn. Denn was meine Mutter an Frankreich liebt, ist nicht der Nahme Frankreich, der, wie Valce sagt, seine Seele mit einer süßen Zaubermusik durchdringt, sondern etwas, was sie schwerlich wieder finden wird, ihre alten Sitten, ihre Gesellschaften, ihre Vergnügungen; mit einem Worte: Paris ist ihr Vaterland, das sie nicht vergessen kann, so gut wie dein Vater einmal sagte: der Beduine seine brennende Sandwüste und seine langweilige Ebene nicht vergessen kann, in der er erzogen ist Gewohnheit also.

Wir fuhren weiter. Mit jeder Poststation wurde Valce stiller, trauriger, freundlicher. Du

hättest können alle Empfindungen, deren das Herz fähig ist, über sein Gesicht ziehen sehen. Sobald wir redeten, suchte er zwar seine Bewegungen zu verbergen; aber nach einigen Augenblikken vergaß er wieder wo er war, und belächelte seine frohen Träume, oder weinte in das Andenken von vergangenen Leiden. Seine Unruhe nahm zu. Er erblaßte, und schnell flog über die Todtenblässe eine glühende Röthe. Meine Mutter fragte endlich. Lächelnd, und doch rollten Thränen über seine Wangen, sagte er: vergeblich will ich Ihnen die Empfindungen meiner Seele verbergen. In einer halben Stunde sind wir in Grisbois, wo — wo, o Gott! wo ich erfahren werde, ob ich der glüklichste oder unglüklichste Mensch der Erde bin. Erlauben Sie mir, daß ich bis nach Grisbois zu Fuße gehe. Ich bin so schnell da als Sie. Er stieg aus. Wenn ihm nur nichts Uebels begegnet, sagte meine Mutter.

Ich gehe mit ihm, sagte ich rasch, und stieg hinter ihm heraus. Man erlaubte es mir, da ich ohnehin das Fahren nicht hinter einander ertragen konnte. Er gieng vor mir her in einem schmalen Fußsteig, der durch eine Wiese führte. Er schien es nicht zu wissen, daß ich hinter ihm gieng. Ich hörte ihn seufzen, einzelne Worte sagen. Ich wollte jetzt auf seine Seite treten; aber auf einmal gieng er rascher auf ein Wäld-

chen zu, das gegen das Dorf sich hinzog. O Gott! Gott! rief er laut, und gieng so rasch, daß ich ihm kaum folgen konnte.

Er sprang über einen Graben, der ihn von dem Wäldchen trennte. Er sank einen Baum umfassend an ihm nieder. Ich flog herbei; ich dachte er sänke aus Schwäche. Aber mit gewaltiger Stimme rief der Alte: gesegnet, o gesegnet sey mir du heiliger Boden! Hab ich dich wieder?

Er drückte den Stamm an sein Herz, er heftete seine Lippen auf die fühllose Rinde. O redet, rief er wie begeistert: redet, leben sie noch? O ihr Mächte des Himmels, werde ich sie wieder sehen? Hier sank der Mann mit der Stirne an den Boden, ich hörte sein lautes Schluchzen. Leben sie noch? o leben sie noch? rief er mit verdoppelter Heftigkeit, und ich außer mir rief herzueilend, die Arme ausgebreitet: ja gewiß, sie leben noch!

Heiliger Gott! rief der Alte sich vom Boden aufraffend voll Schrecken: wessen Stimme! Er sah mich an eine Sekunde lang, dann sank er in meine ausgebreiteten Arme, legte das ehrwürdige weisse Haupt wehmüthig an meine Brust, und seufzte leise: nein ich werde keinen wieder sehen. O diese ängstlich zitternden Töne, mit denen sein verzagender Geist sein Elend aussprach, werden nie in meiner Seele verhallen. Ich

schlang meine beiden Arme um ihn, und sagte, woher nahm ich den Muth bei meinem zerissenen Herzen? und sagte muthig: Sie leben, die Sie lieben! Sie leben gewiß.

Hier sagte er, und sein Auge starrte vorwärts durch die lichten Bäume. Bis hieher, fuhr er stille fort: kamen sie mir entgegen, sonst, bis an diesen Baum, meine Kinder, meine Adeline, mein Ludewig, mein Robert! Jezt sank er kraftlos an den Baum hin, legte die Hand an die Stirne, und sagte: sonst! und jezt?

Ich sezte mich neben ihn; denn mich hatte die Scene erschüttert. Fassen Sie Muth, sagte ich nun selbst muthlos. Ach, fuhr er sanft fort: ich hätte nicht sollen mit hieher reisen. Dort, dort, er zeigte zurük: vergieng kein Tag, wo ich nicht träumen konnte, sie sind glücklich: sie leben, sie denken an dich. Ein mitleidiger Engel vereitelte alle meine Versuche, hieher zurück zu kehren. Hier bin ich, hier! ach gutes liebes Kind, (er redete mich an, mit einer bebenden Hand die meine ergreifend) hier in diesem Umkreise der Bäume wohnte das höchste irdische Glük, mein Glük. Hier lebte ich als Kind, als Jüngling, als Mann, als Vater! und immer glüklich! Immer, bis auf jenen schrecklichen Zeitpunkt. Er versank in ein finsteres Schweigen.

Weiter! weiter! erzählen Sie weiter! sagte ich ihn zerstreuen wollend. Ich gieng nach Pa-

ris: (ich mußte ihn immer aufs neue zum Erzählen antreiben) früh wurde ich ein Opfer der Revolution, und des Volkshasses. Ich mußte fliehen. Der wüthende Haß eines ehrgeizigen Bösewichts den ich zu entlarven Muth hatte, verfolgte mich. Ich sah meine Kinder noch einmal wieder, sie schlangen die zitternden Arme um mich. Ich benetzte sie mit Thränen und riß mich aus ihren Umarmungen. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Meine Güter sind eingezogen, meine Kinder — wo sind sie?

Sie werden es hier erfahren, sagte ich.

Das werde ich, antwortete er ängstlich: ja, ich werde erfahren, o auf einmal, alles Elend, alle Schande, die zehn leidenschwangere Jahre über eine schuzlose Familie häufen konnten. Denn meine junge Freundin, sie waren Kinder, da ich sie verließ. Was sind sie jetzt? ach, wohl der Raub einer Verbrechenvollen Zeit; mit Elend nicht nur, auch mit Schande, mit Reue beladen. Säße ich hier auf ihrem Grabe, meine Freudenthränen sollten sich mit ihrer Asche vermischen; ach ich wollte zufrieden sagen, der Sturm der Zeit hat die frühe Blüthe abgerissen. Aber — er sprang auf — ich muß fort. Ich muß an das schreckliche Licht treten! Ich muß! Ach ich war jenseits des Rheines glücklicher. Ich ergriff seinen Arm; welche finstere Vorstellungen! Und ich

hab's Ihrem Lächeln im Wagen angesehen, daß auch freudigere Bilder Ihre Seele bewegten.

Ja, sagte er, dann lagen sie schon an meiner Brust, ich hatte ihnen alles vergeben, und wir starben einer in des andern Armen. O lassen Sie uns gehen. Er drang vorwärts, als widersezte sich ihm etwas. Ich folgte ihm so schnell ich konnte.

Da stand ein Schäfer bei seiner Heerde. Valce erblaßte wie er ihn sah. O reden Sie, sagte er leise zu mir. Ich werde vergehen! — Ich fragte ängstlich: gehörte dies Gut nicht ehedem einem Herrn de Valce? der Schäfer bejahete. Man weiß wohl nicht, wohin er gekommen ist? — Nein, antwortete er gleichgültig.

Hatte er Kinder? fragte ich weiter. Drei, antwortete der Mensch sehr ruhig, und krampfhaft schlangen sich des Vaters Finger bei dieser Frage um meine Hand. Denen fuhr der Hirte fort: gehts noch ganz gut. Sie wohnen zu Kour de Vale, brave Leute, und gute Bürger.

Ein sanftes Roth stahl sich jezt durch die Todtenblässe des Vaters. Er wollte reden, aber er konnte nicht. Er drükte mir nur die Hand. Der Hirt verließ uns schnell, weil ein Hundgebell ihn abrief.

Sie leben! sagte der Vater, schnell hintereinander. Brave Leute! gute Bürger! O Gott!

und diese Art Leute, sezte er rasch hinzu: entstellen nicht was sie denken. Sie wählen den richtigen Ausdruk. Brave Leute! das sagt viel in dem Munde eines Hirten. Gute Bürger! Und ist denn nicht Frankreich, das unglükliche Frankreich ihr Vaterland? Bei diesen Worten eilte der Alte immer vorwärts.

Der Wagen war schon im Dorfe, da wir ankamen. Valce fand es auf mein Erinnern für gut, sich nicht weiter nach seinen Kindern zu erkundigen. Der Tag hatte ihn so angegriffen, daß er sich ein wenig niederlegen mußte. Ich habe meine Mutter beredet, über Kour de Vale zu gehen, und ihn in den Schooß seiner Familie zurükzuführen. Die Pferde sind angespannt. De Valce schläft noch, wenn ein Schlummer, von Seufzern und Ausrufungen unterbrochen, Schlaf heissen kann. Ich habe mich nach seinen Kindern erkundigt. Doch ich muß schließen. Man ruft mich. Aus Kour de Vale mehr, Julie! O wann werde ich einmal eben so zitternd vor Entzüken dahin fliegen, wo meine Julie ist: Wann: Wann!

Emilie an Julien.

Kour de Vale.

Pocht dir das Herz nicht, Julie, bei dem Namen Kour de Vale? Ich fürchte, ich werde es nie wieder vergessen. Ich fühle es, Julie,

mein Geschik war es, das uns den alten Valce zuführte; mein böser oder mein guter Engel führte mich hieher. Hier size ich auf einem abgelegenen, ängstlich verschlossenen Cabinet und schreibe dir, und mißtrauisch sehe ich in die Kastanie, die meine Fenster verschleiert, und verberge mein Papier, auf das ich den ersten Seufzer meines Herzens hauchen will. Julie, du meintest, ich würde nie seufzen. Ich Arme! und doch ich Glükliche!

Ich hatte meine Mutter für den Vater interessirt. War es Dankbarkeit dafür, er behandelte mich, als wäre ich seine wiedergefundene Tochter. Wir fuhren ab. Ich erzählte unterwegs dem Vater die Nachrichten, die ich in Gris Bois von seiner Familie eingezogen hatte. Es war nicht viel mehr als wir schon wusten, aber doch genug, er wuste doch, daß sie alle drei lebten.

Den andern Abend kamen wir hier in Kour de Vale an. Meine Mutter und Tante fuhren in das Wirthshaus. Ich und der Vater waren vor dem Dorfe ausgestiegen, und er führte mich zitternd durch eine Ulmen-Allee um das Dorf hin dem Hause seiner Kinder zu. Er wußte jeden Weg; denn er hatte hier ein Gütchen gehabt, das seine Familie jezt bewohnte. Wir traten von hinten in ein Gärtchen, das emsig bearbeitet und dennoch ein Siz des Vergnügens war, das zeigten Bänke, Blumen und schattichte Lauben.

Jezt hörten wir reden. Dort! dort! stieß der Vater abgebrochen hervor und zeigte auf eine Weinlaube, wo mehrere Menschen fröhlich plauderten und aßen. Adeline, sagte ein junger Mann: wo Robert heute bleiben mag! So wie Valce die Namen hatte, rief er mit Tönen, mit zerschmetternden, jauchzenden, weinenden, triumphirenden Tönen: sie sinds, sie sinds! Meine Kinder! mein Ludewig! meine Adeline! mein Robert!

O Julie, Julie! sieh nun, wie diese Menschen aus der Laube auf dieses Geschrei hervorstürzen, wie der Alte mit ausgebreiteten Armen da steht, und nicht weiß, um wen er die Arme schlagen soll, weil er nicht weiß, wer von den beiden Männern sein Sohn, wer von den beiden Frauenzimmern Adeline ist. O Vater! Vater! schrie ein junger Mann, und stürzt vor ihm hin auf die Kniee. Vater! rief Adeline, ein junges blühendes Weib, und sank neben ihren Bruder. Ich bin Adeline.

O Julie! Julie! sieh, wie diese beiden seine Kniee umklammern, wie der Vater mit ausgebreiteten Armen noch immer über ihnen steht, sie nicht zu umfassen vermag, weil Entzüken und Schmerz seine Glieder gebunden haben, wie er bloß langsam Haupt und Blick auf seine Kinder niedersenkt, Thränen auf sie herabweint, und zuweilen nur den Namen Adeline! und mein Sohn! zitternd ausspricht. Der Anblik, Julie, war so hinreissend, daß wie mechanisch der fremde

junge Mann und die fremde junge Frau sich näherten, die Kniee beugten, die Hände bittend, oder betend erhoben, daß ich selbst, wie sie alle knieend niederfielen, vor dem ehrwürdigen, glüklichen Vater mitkniete. Wir weinten alle laut; da schwankte er von süßer Ohnmacht ergriffen und sank nun in die auffangenden Arme seiner Kinder. Seine Blicke hiengen nur fest an dem Gesicht seiner Tochter.

Sie küßte seine weissen Locken, nicht seinen Mund. O Vater! Vater! rief endlich der Sohn, und mit diesem Nahmen gab er Allen Leben und Bewegung wieder. Der Vater umfaßte sie beide in liebender Wuth. Sucht Roberten! rief Adeline. Robert! rief der beseligte Vater nach, ohne seine beiden Kinder los zu lassen. Die andern verschwanden, um Roberten zu suchen. Adeline zog ihren Vater in die Laube. Ich gieng den Garten auf und nieder. Ich bedurfte Erholung, und der Vater des Alleinseyns mit seinen Kindern.

Wie ich in den kühlen Schatten von blühendem Flieder trat, kam mir ein junger Mann in Uniform entgegen. Ein jugendlicher Mann, in der Fülle einer blüheuden Gesundheit, in der edelsten Gestalt, sieht mich mit blinzelnden, aber ruhigen, sanften Blicken an. Mit einem holdseligen Ernste faßt er meine Hand, mich zu begrüßen. Sind Sie Robert? frage ich eilig. Ja, antwortet er befremdet. Ich nehme seinen Arm, rufe: o glük-

licher Mensch! glücklicher Mensch! und ziehe ihn durch den Garten der Laube zu. Liebliches Mädchen, sagte er mit einer Stimme, die Musik war! wohin führen Sie mich?

An das Herz ihres Vaters! sagte ich. Da ist Robert! rief Bruder und Schwester. Da ist Robert, mein Sohn, Robert! rief der Vater, und der Sohn lag an des Vaters Brust. O Gott sey Dank, rief Adeline. Siehst du Robert, nun bleibst du! Nein, fiel der Bruder ein: nun verlieren wir dich nicht, Robert.

Verlieren, fragte der Vater, Was ist denn? was ist's, mein Sohn Robert?

Nichts mein Vater, sagte der junge Mensch mit einem verbietenden Blick auf seine Geschwister. Nach und nach kamen auch der Fremde, und die junge Frau zurük. Ich sah verlegene ängstliche Blike auf allen Gesichtern, nur auf Roberts nicht, wie der Vater fragte: wer sind die? Robert faßte des jungen Mannes Hand, führte ihn auf seinen Vater zu, und sagte: segnen Sie ihn, mein Vater, es ist Flessieu, ein edler Mensch, Adelinens Gatte. Er hat Ihren Segen verdient; er macht Adelinen glüklich, und daß Ihr Sohn Ludwig noch lebt, ist sein Werk. Er rettete ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Säbeln wüthender Kroaten.

Flessieu? fragte der Vater seinen Schwiegersohn betrachtend. Du warst also Soldat, mein

Sohn Ludwig? und fochtest für — o ich mag jetzt nicht sagen, für wen.

Jezt und zu allen Zeiten, antwortete Robert seines Vaters Hand an seine Brust drückend, er focht für sein Vaterland, mit dem Herzen eines Franzosen. Sehen Sie Vater, er legte seine Finger auf eine breite Narbe an der Stirne: er ist ein Mann gewesen. Er hat verdient, Hausvater zu werden: Dieß — er führte die junge Frau näher — dieß ist seine Frau, meine Schwester. Dieß ist Ihr Enkel. Er hob einen Knaben vom Boden auf, und reichte ihn mit einem herzlichen Kusse dem Vater hin.

Der Vater stand zweifelnd da. Er warf seinen Blick von Schwiegertochter auf Schwiegersohn. Robert fuhr fort: Wir waren glüklich, mein Vater. Nichts, nichts, fehlte uns als Sie. In eine einigere, in eine glüklichere, in eine tugendhaftere Familie konnten Sie nicht treten als in die Ihrige.

Wie Sie abreisten, ich war noch ein Kind, da hinterliessen Sie uns einen Befehl und einen Wunsch. Sie sagten zu uns: seyd tugendhaft meine Kinder. Dann sezten Sie mit bebender Stimme hinzu: Gott gebe, daß Ihr glücklich seyd. Gott hat Ihren Wunsch erfüllt; wir sind glüklich. Wir haben Ihren Befehl erfüllt; wir sind tugendhaft. Sie, mein Vater, werden unser Glük erhöhen, Sie werden unsere Freuden zu tugendhaf-

ten Freuden machen, und unsere Herzen werden Sie lieben und anbeten. Er umarmte seine Schwägerin, und führte sie in seines Vaters Arme. Allein der Vater zog erst seinen Sohn Robert an sein Herz. Mein Sohn, sagte er sanft: du hast Recht: wir können die Sache von mehreren Seiten ansehen; allein es giebt nur Eine Tugend. Kommt meine Kinder an Eures Vaters Herz.

Er umarmte seiner Schwieger Kind, und dann warf sich jedes in Roberts Arme, als hätte es ihm diese Umarmung zu danken. O guter, guter Robert! sagte ein jeder, und noch wohl zehnmal den Abend.

So sagte jeder; auch die Kinder sagten so, wunderst du dich, daß deine arme Emilie noch den Abend sagte: o guter Robert! und daß ich jetzt noch mit pochendem Herzen, mit einer verrätherischen Glut auf den Wangen, mit Thränen im Auge sage: o guter Robert!

Kour de Vale.

Ich fahre fort, liebste Julie, an dem Gemählde einer sehr glücklichen und edeln Familie, und eines reinen Herzens, das die Liebe zum erstenmal bewegt.

Da der Vater seiner Familie in wenig Worten erzählt hatte, welchen Dienst wir ihm geleistet hatten, so beschloß man, uns nicht einen Augenblick länger in dem Wirthshause zu lassen. Robert erbot sich meine Verwandten zu holen.

Ich warf einen unruhigen Blick auf den Vater. Er verstand mich. Die Revolution, sagte er, hat die Mutter des lieben Mädchens viel gekostet; der Anblik dieser Uniform — Robert verbeugte sich. Ich glaubte schon die Antwort auf seinen Lippen zu hören: sie ist die Uniform meines Vaterlandes. Allein er gieng, und nach einigen Minuten kam er in bürgerlicher Kleidung. Er bot mir den Arm, und führte mich in das Wirtshaus.

Mit einer Artigkeit, die sogleich meine Verwandten für ihn einnahm, bat er sie das Fest des kindlichen Glücks in dem Hause seines Vaters, des Herrn De Valce, so nannte er ihn ich denke mit Bedacht, feyern zu helfen. Ich erzählte die Scene des Wiedersehens. Meiner Mutter Augen benezten sich: mein Bruder, mein unglücklicher Bruder, der in Quiberon blieb, mochte ihr beifallen: Sie konnte in Frankreich nichts wieder finden, als höchstens den Ort, den das Blut ihres Sohnes besprüzt hatte. Sie blieb ohne Antwort vor dem jungen Menschen stehn, aber mit sehnsüchtigen Blicken. Dann wandte sie sich zu mir um, fiel mir in größter Bewegung um den Hals, und sagte: mein einziges Kind!

Ach, Julie, wie wohl mir das that daß das Mutterherz einmal durch die kalte Rinde von Anstand so warm durchbrach, und heute, da ich Zeuge von den herzlichsten Ergießungen der Eltern- und Kinder-Liebe gewesen war. Aber sogleich wand-

te sie sich lächelnd wieder zu Robert: wie sind Sie der Blutgier dieser reissenden Tieger so lange entgangen?

Ich war sechs Jahr in Italien, antwortete er besonnen. Meine Mutter verstand ihn nicht. Sie hätte ihm wahrscheinlich abgeschlagen, die Nacht dort zuzubringen, wenn sie gewußt hätte, daß er unter den Fahnen der Republik gedient habe. Unsere Koffer wurden weggebracht, und wir giengen zu Valces hinüber. Meine Mutter nahm Besitz von dem besten Zimmer des Hauses. Sie war ermüdet. Ich gieng, wie sie sich niedergelegt hatte, noch hinab, und jetzt gab ich eine Scene. Der Vater hatte erzählt, daß mein Herz seinen Wunsch an unsers Bedienten Statt mit zu reisen errathen, und daß ich wahrscheinlich meine Verwandten bewegt hätte, diesen Wunsch zu erfüllen. Er hatte erzählt, wie menschlich ich seinen Schmerz und seine Freude getheilt hätte.

Wie ich in das Zimmer trat, umringten mich alle, nannten mich Engel, Schutzgeist, Retterin. In der That machten mich die übertriebenen Lobeserhebungen verlegen. Man ließ mich mit der Vorstellung, wie wenig ich gethan habe, nicht zu Worte kommen, bis Robert, der in der Ferne stehn geblieben war, sich meiner annahm, und behauptete, keiner von ihnen allen würde anders gehandelt haben als ich.

Adeline sagte unmuthig: o Robert, daß aber

diese theure Seele half ohne zu sagen, ich helfe, das — Adeline, antwortete er schnell: so laß uns sie lieben, ohne ihr zu sagen, wir lieben Sie.

Deine arme Emilie erröthete hier, und warf sich erröthend an Adelinens Busen.

Wir Frauenzimmer giengen noch in den Garten, und wie junge Frauen sind, sie erzählten mir beide ihre Heyrathsgeschichten. Adeline, wie der Retter ihres Bruders aus Italien mit ihrem Bruder zurückgekommen, wie er sie heimlich geliebt habe, und heimlich geliebt sey. Wie unglücklich sie beide durch diese Liebe geworden wären, weil Flessieu, der Sohn eines Pächters, es nicht gewagt habe, um ihre Hand zu bitten, und weil ihr Bruder Ludewig, troz seiner Freundschaft für seinen Retter, ihre Verbindung für eine Mißheyrath würde gehalten haben. Ach, fuhr sie fort: wir waren erst jetzt unglücklich. Ludewig gieng stumm und finster um uns her. Unser aller Hoffnung war Robert. Wie wir endlich wusten, daß er den Winter kommen wollte, da schlug mein Herz voll Hoffnung. Er wird entscheiden, sagte mein Bruder sich erheiternd, und mein jeziger Mann sagte muthig: ich werde dann doch wissen, warum ich unglüklich seyn muß. Er kam, Robert kam. Wir stürzten ihm wie unsrem Schuzgeist entgegen. Er kam mit Narben bedekt, von der Bewunderung seiner Generäle, von der Liebe seiner Kameraden begleitet

an. Die Zufriedenheit trat mit ihm in unser Haus.

Er ist der ältere Bruder? fragte ich, weil er mir jünger schien als Ludewig.

Er ist der jüngste von uns allen; allein er hat sich eine Herrschaft über uns alle erworben, die er schon als Kind hatte. — Wodurch? fragte ich lächelnd. Er ist ehrgeizig? — Wodurch? antwortete Adeline. Mein Bruder Ludwig ist viel ehrgeiziger. Wodurch aber nun? wodurch, so wendete sie sich an ihre Schwägerin: hat Robert diese unumschränkte Herrschaft über uns? Ich könnte sagen, wir alle, sogar die Kinder, regierten ihn. Er thut ja alles, was wir wollen, Schwester. Er lebt ja nur für uns, er hat keinen Wunsch als unsere Wünsche. Und doch muß er alles entscheiden, doch handelt Niemand, ohne ihn zu Rath zu ziehen, und sein Rath ist ein Befehl, dem wir mit Freuden gehorchen.

Das ist's eben, sagte die Schwägerin zärtlich, wodurch er über uns herrscht mit seiner reinen Liebe, die rein wie sein Auge ist, rein wie sein Leben. Und das sagt er ja selbst so oft: Liebt die Menschen, die ihr beherrschen wollt!

Er kam also? fragte ich. Wie wurde es? Er kam; nach einer Stunde wuste er jede Bedenklichkeit, jeden Zweifel, jeden Wunsch von uns dreien: Er nahm zärtlich meine Hand, streichelte mit seinem unwiderstehlichen Lächeln meine Wan-

gen, und sagte feyerlich: du zweifelst, ob deine Liebe recht sey, und dennoch liebtest du, Adeline? Nein Adeline, du zweifeltest nicht; denn dein Bruder, denn Flessieu weiß, daß du liebst.

Flessieu, mein Bruder traten jezt zu uns. Robert erzählte mir nun, wie Flessieu meinem Bruder das Leben gerettet hatte. Da standen sie nun, so schloß er die rührende Erzählung, die uns jetzt sanfter bewegt hatte, weil er sie gab, da standen sie nun, der Retter, der Gerettete; zu ihren Füßen tönte das Röcheln der Sterbenden, sie drükten die bleichen Stirnen an einander, ihre Thränen vermischten sich, das Blut, das aus ihren Wunden sprüzte, vermischte sich; so schlossen sie den ewigen Bund, die wahrste Blutsfreundschaft, sie waren Brüder, ehe Flessieu dich sah. Wir hörten mit schöner Empfindung ihn reden; Sie kennen jezt die Musik seiner Stimme, und während des Redens legte er meine Hand in Flessieus Hand. Ich hatte den Muth, die Hand zu drüken. Flessieu sagte kühn: ich liebe Adelinen, Ludewig! und Ludewig rief in einer feurigen Umarmung freudig: sie sey dein.

Was unmöglich schien, war Allen leicht geworden. So gab er meinem Bruder seine Frau. Er ordnete, wie wir leben müßten, um einig zu leben, und wir lebten einig. Wir zitterten nur für Robert; denn er war wieder in Italien, und war immer der bravste unter den braven.

Adieu, Julie! das erzählen sie mir, und dabei schlug über mir in der Apfelblüthe die Nachtigall, und aus der Ferne klang eine Phantasie aus einer klagenden Flöte, und Adeline, wie ich das Haupt hinten überlehnte, Flöte und Nachtigall zu behorchen, sagte mir: das ist Robert! Da sagte ich schneller: gute Nacht, aber ich lag noch eine Stunde lang am Fenster, behorchte die Nachtigall, die Flöte, die immer süßer sang, und mein Herz, in das die schönste, die sanfteste Empfindung mit Allmacht, mit stiller Gewalt eindrang.

Ach, gute Nacht Julie! ich will mich ins Bett werfen, denn sie tönen beide wieder, die Nachtigall und Roberts Flöte! Gute Nacht!

Robert an Augustin.

Kour de Vale.

Es würde mir wehe thun, Augustin, wenn ich zu dir sagen müßte: zieh hin! Wir kennen uns nicht mehr! Was mache ich aus deinen Briefen? In dem Augenblike, da der ganze Himmel über die Hölle, die der Krieg angezündet hatte, bedekend, versöhnend, verlöschend, beseligend, hinsinken will, mit dem Worte, mit dem allermenschlichsten, dem allerheiligsten Worte: Friede! in dem Augenblik seufzest du, daß es nun nichts

mehr zu thun geben wird! O laß mich nicht glauben, Augustin, daß nur das ungebundene, wilde, unsichre Leben, die wilde Raserei in der Brust mit Mord anderer das eigene Leben zu sichern, es war, was dir an dem Kriege wohl gefiel; daß du nur an das Bajonett dachtest, nur an das Feld voll Leichen, nur an das wilde, aufreizende Getümmel der Schlacht; nur den wilden rasenden Zeitvertreib wolltest, weil dein Blut heisser rollt, dein Herz schneller, kräftiger im tobenden Blutstrome zukt, als andere Herzen, und nicht an den Frieden dachtest, nicht den Frieden wolltest der in der Ferne hinter den verderbenden Armeen herzieht, den nur Blut, Schlacht, Ohnmacht herbeiführen können.

Waffenstillstand! schreibst du. Auch dein Herz steht still! Wie? es stünde still, Augustin, wenn die jauchzende Stimme von tausend verzagenden Menschen, das Wort Waffenstillstand! das schöne Wort Frieden, in dessen Tönen tausend der schönsten Harmonieen erhallen? wenn dies Wort von einer jauchzenden Welt ausgesprochen, dein Herz berührt, so steht es still? Nein, du wußtest nicht, was du schriebst.

Unter den Wolken, in Blutströmen, in Pulverdampf gehüllt, von Wuth des Todes, der Verzweiflung umgeben, von den Seufzern des Sterbens, schlossen wir unsere Freundschaft. Du rettetest mein Leben, ich einen Augenblik nachher das

deinige; wir lachten, da wir beide riefen: Quit, Kamerad! Zu mehr hatten wir nicht Zeit. Wir schlossen uns an einander, und drangen vorwårts in die Dampfwolke, durch die alle zwanzig Sekunden der rothe donnernde Bliz und der Tod zukte, und wir lachten.

Wohin, riefen wir beide einander zu gleicher Zeit zu. Die Kanonen nehmen! war beider Antwort und wir lachten. Wir drangen vor. Ich hieb den Kanonier nieder, der eben abfeuern wollte. Du standest vor der Mündung: Deux à un! rief ich. A deux! riefst du und neben mir stůrzte ein Kroat, der nach mir hieb. Wir lachten.

Franzosen! vorwårts! die Kanone ist unser! riefen wir beide, und hielten beide neben einander den Sturm der Feinde aus, und lachten. Wir zåhlten, wie Zug um Zug, bis à cinq. Der Sieg war erfochten, es lebe die Nation! drang von den Alpen in den Himmel. Da stůrzte unser General herbey. Wer nahm die Konone? fragte er. Du schwiegst, ich schwieg, und wir fielen einer an des andern Brust, und lachten, da ein Prahler sich zu der Kanone meldete; und wir schwiegen, und ließen ihm Avanzement, Ehrensåbel, und von da an nanntest du mich deinen Ehrensåbel. Wir schworen Freunde zu seyn.

An dieses Lachen mahnst du mich, Augustin? Ich lachte, wie der Verzweifelnde lacht. Lachtest du anders? Gott gebe der Welt den Frieden;

ich habe ihn theuer erkaufen helfen, in fünfzig Schlachten, in die ich mit einem Herzen voll Wehmuth trat, mit dem heissesten Wunsche, daß die erste Kugel doch mein an der Menschheit verzagendes Herz treffen möchte. Ich war es müde, so müde, dieses Lebens voll Mord, dieser armseligen Erde, die wir siegend durchzogen. Unter dem vielfachen Tode grosser edler Männer, und armseliger, verächtlicher Menschen, war mir alle Größe, alle Hoheit, das Leben, die Zeit verschwunden. Ich war übersättigt. Das Leben war mir ein schaler Traum, der Tod nichts als das Versinken eines Ermüdeten auf einem weichen Rasen. Ich achtete an mir selbst nichts mehr, als das Gefühl der Verachtung, womit ich auf das Leben und auf die ohnmächtige Allmacht der Menschen herab sah. Ich fühlte das ewige Verhängniß, das über die Erde unwiderstehlich herrscht; allein mich selbst fühlte ich unabhängig von dem Verhängnisse. Ich war frei.

So dachte ich, Augustin, so denke ich noch. Die Weltgeschichte ist mir verächtlich; allein ich liebe den Menschen; ich liebe ihn jetzt mehr als je. Ich stehe mit scheuer Resignation vor dem Schleier, der die Vergangenheit und die Zukunft schwarz verhängt. Ich war einmal nicht, weiß ich. Aber jezt bin ich. Ich umfasse die vergehende Welt mit inniger kindlicher Liebe. Ich bin

zur Tugend geschaffen; denn ich bin frei! Das Verhängniß mag zerstörrnd seinen dunkeln Weg über die Erde, über das Leben nehmen. Es reißt auch mich mit weg. Der Ewige walte denn. Aber jezt bin ich, ich nicht allein. Ich lebe für die Menschen, für alle. Mein Herz schlägt wie ihres. Ich ziehe wie sie, freundlich, kindlich Blumen auf, die ein Hauch zerstört, und gebe wie sie der zartesten Blume, die von der warmen Berührung eines schönen Busens verwelkt, den prahlerischen ewigen Nahmen: Vergiß mein nicht! ich liebe sie alle, und den müßte ich hassen, der ihnen die kurzen Freuden des Friedens mißgönnte.

So denke ich, Augustin. Ich hoffe du denkest eben so! Denn weißt du, was mich zu deinem Freunde machte? Daß du mir ein halbes Duzend mal das Leben rettetest? Mit nichten! Daß du brav warst wie ein Mann? Die Räuber in der Vendee waren es so gut wie wir! Nein, daß du ein kindlicher Mensch warst, Augustin, das zog mein Herz an deines. Höre! wir hatten bei Rivoli zwei Tage im Walde gestanden, fast ohne Lebensmittel. Du kamst vom Patroulliren zurük, und brachtest eine Turteltaube mit, die du auf dem Neste überrascht hattest. Ein Mittagsbraten, sagtest du, und zogst die Taube hervor. Sträubst du dich, armes Wesen! fuhrst du fort, als sie sich sträubte. Ich möchte doch wissen, ob sie wohl

wie der Mensch ahnet, fürchtet, fuhrst du fort: wie das Herz schlägt! armes geängstetes Wesen! Ihre Jungen! sagtest du nachsinnend! und dies ängstliche pochende Herz! Du öfnetest deine Hand und sie war frei. Du lächeltest erröthend, da ich einen Blik auf dich warf. Heiß mich, riefst du, einen empfindsamen Narren; aber tödten kann ich nicht, dessen zagende Schläge des Herzens ich fühle.

Ich sagte nichts, aber ich liebte dich. Augustin, lege deine Hand auf alle die mitleidenden zitternden Herzen in Europa, und dann sage noch einmal, ob dir dein Herz stillsteht.

Ich sehe dich nun sobald nicht, Augustin. Ich wollte über den Rhein und meinen Vater suchen, dessen ehrwürdige Gestalt nicht einen Augenblik vor meiner Seele verschwunden ist. Sey tugendhaft, mein Sohn Robert! sagte er zu mir, wie er Frankreich verlassen mußte; diesen zitternden Worten von den bebenden Lippen eines edlen Mannes, wie ein lezter Seegen auf mein Haupt gelegt, habe ich viel zu danken. Sieh Augustin, was ich hatte, und du weißt wie wenig ich bedurfte, ich hatte viel, das alles wollte ich meinem Vater bringen, der vielleicht, ein Greis, im Elende schmachtete.

Wo willst du ihn suchen? fragte mein Bruder. Ueberall! war meine Antwort. Er ist mein Vater und er ist arm, ohne Schuz vielleicht,

und seine Kinder leben im Ueberfluß. Ich war gewiß, Augustin, daß ich ihn finden würde oder sein Grab, denn ich war entschlossen ihn zu suchen, wie den Sieg. Meine Abreise war auf den andern Tag bestimmt. Ich komme zu Hause, trete in eine Laube, und ein Engel faßt meine Hand, und führt mich, der ich erstaune, mich in die Arme meines Vaters. Wie ich von dem warmen Vaterherzen mich wieder empor richtete, und noch immer halbträumend über die schnelle Veränderung in die thränenvollen Augen des lieblichen, unbekannten Mädchens schaue, das mich an meines Vaters Brust führte, so mit diesem Blike, den ich auf sie hefte, mit dem thränenvollen Blike, den sie im holden, lieblichen Lächeln auf mich wirft, steht das Leben auf einmal in ein schönes Rosenlicht gekleidet vor mir da. Der dunkle Schleier, den der Schreken acht langer blutiger Jahre, und die freche Hand entsezlicher Verbrecher über mein Leben, über meine Empfindung gezogen hatte, zerfloß leise unter dem Lächeln des Mädchens. Wärmer rollte mein Blut durch die Adern, ein kindliches Zutrauen erweiterte meine Brust, mein Blik, der nur scheu an den Gränzen der Schöpfung, finster auf den blutigen Blättern der Menschengeschichte schwankte, heftete sich lächelnd auf eine wehende Blume, auf einen flatternden Schmetterling. Ich zog den Abend zum erstenmale die Flöte

wieder hervor, und das Echo und hundert Nachtigallen sangen mit mir rührende Töne einer stillen, schäferlichen Liebe.

Um Mitternacht gieng ich, die Brust voll einer süßen, bezaubernden Freude nach Haus. Ich hatte nun alles, glükliche Geschwister, einen Freund, dich! einen theuren Vater und eine Geliebte.

Geliebte! Ja Geliebte! denn ehe sie geht, sage ich ihr: Emilie, dich liebe ich unter allen Mädchen zuerst, allein, ewig! Und wenn sie mich wieder liebte! Ihr lächelnder Blik, den sie voll Unruhe auf mich wirft, die zarte Bewegung in ihrer Stimme, wenn sie mit mir redet, nur mir hörbar; das Pochen ihrer Brust, die schöne Röthe, die ihre Wange färbt, wenn ich sie anrede, das alles sagt mir, daß sie vielleicht auch mich liebt.

Aber sagen werde ich ihr, dreist, kühn: ich liebe dich, Emilie, mit dem Feuer eines starken, eines treuen Herzens! Ihre Mutter heißt Basson Rovere. Mir ist's, als wäre mir der Nahme schon irgendwo mit Interesse vorgekommen. Wenn auch nicht. Das holdeste Wesen trägt ihn. Die Mutter ist stolz auf den Nahmen, wie ich auf mein Herz. Sie haßt mich, denn ich habe für mein Vaterland gekämpft und geblutet. Ein Pächter ist meiner Schwester Mann. Meines Bruders Frau zählt keine Ahnen. Aber dennoch wer-

de ich der Tochter sagen: Emilie, ich liebe dich mit der Allmacht eines reinen Herzens! Adieu Augustin! Du wirst mehr hören.

Emilie an Julien.

Fleche.

Der alte schöne Nahme Kour de Vale ist von meinen Briefen verschwunden, gute Julie, und mit ihm Freude, Hofnung, Vertrauen, alles was dem kurzen menschlichen Leben Werth giebt. Ach Julie nur zu bald drang jene verderbliche unvergängliche Leidenschaft in meine Seele. O wie hätte ich auch mein armes Herz bewahren können. Robert! sagte der Vater: mein edelster Sohn! und erzählte mir von seinem Heldenwesen, wie er mit seinem Freunde allein einen Paß in die Klippen der Alpen vier Stunden lang vertheidigt, wie ihn Massena voll Bewunderung öffentlich an sein Heldenherz gedrükt habe.

Ich entfliehe, Julie. Dann hebt Adeline an: Robert, mein edelster Bruder, und erzählt mir von seinem weichen, sanften Herzen, von seinem kindlichen Wesen, von der warmen Begeistrung seines reinen Herzens.

Wohin ich fliehe, Alles erzählt mir von Robert. Selbst meine Mutter. Sieh, da size ich mit einer Arbeit, und will mich von dem Ge-

danken an ihn befreien. Hast du, frägt meine Mutter meine Tante: hast du je eine edlere Figur, einen königlichern Anstand gesehen als den des jungen Herrn de Valce? Welche Majestät auf der stolzen Stirn, welcher Muth in dem funkelnden Auge zugleich bei dieser sorglosen Heiterkeit und dem schönen Mund! Wie sicher, wie fein ist sein Benehmen, wie leicht, wie anspruchslos, als hätte ihn Versailles (mit einem Seufzer) erzogen. Wer sollte es für möglich halten, daß er dieß unter dem wüthenden Pöbel gelernt hätte!

Und er selbst! o Julie, er selbst! Ich war verlohren, ehe er den Mund öfnete. Mit furchtsamen Zittern sah ich den Augenblik herankommen, wo er meinem Herzen das Geheimniß meiner Liebe entreissen würde; ach mein schwaches Herz floh dem Augenblike entgegen. Es kam ihm zuvor. Mein Erröthen, mein Erbeben. meine Unruhe, meine niedergeschlagenen Blike, das fürchterliche Pochen meines Herzens hatten ihm längst gesagt, was die bebende Lippe allein noch verschwieg Da trat er einen Abend zu mir, Adeline hatte uns, ich glaube fast mit Vorsaz, verlassen. Er faßte meine Hand. Verstohlen hob ich mein Auge, um seine Absicht zu errathen. Da sah ich auf einmal Thränen aus seinen Augen brechen, sein Gesicht erblassen, zu gleicher Zeit fühlte ich seine Hand zittern.

Was konnte deine arme Emilie machen? Ich

schwankte, ich vergoß heiße Thränen, ich glühte, ich bebte. Emilie, sagte er leise, und legte meine Hand auf seine Brust. Ich hatte nicht die Kraft, ihm die Hand zu entziehen. Er hielt meine Hand auf dem pochenden Herzen fest, und legte die heisse Stirn, die thränenvollen Augen auf meinen Arm. Ich liebe Sie, Emilie, sagte er mit einem Tone, der wie eine leise Zauber-Harmonie tönte. Mit einem reinen, starken, treuen Herzen! sezte er lauter hinzu.

Julie, woher nahm ich den Muth? ich legte meine linke Hand auf seine Schulter, ich schwebte auf Flügeln der Liebe in seine Arme, hingerissen von einer unwiderstehlichen Gewalt; da ergriff eine kalte Hand die meinige, und meiner Mutter Stimme sagte: folge mir, Emilie. Zu Robert sagte sie: war das Recht, mein Herr?

Ich hörte nicht was er antwortete, ich taumelte an meiner Mutter Hand. In einer Stunde saßen wir im Wagen. Meine Mutter war so gütig, nicht ein Wort über den Vorfall zu sagen, und deine Emilie liebt ihn, ach und fühlt, sie wird ihn ewig lieben.

Morgen fahren wir nach Lanzerre, wo wir vorerst bleiben werden. Es ist nur eine Tagereise von Kour de Vale. Ich zittre zu denken, was ich ewig denken muß, Julie! Julie! ihn hier zu sehen!

Emilie an Julien.

Lanzerre.

O Julie, was habe ich Dir zu sagen! Wie wir auf den Hof fuhren, wie der alte Baune uns erkannte, meiner Mutter zu Füßen fiel, schluchzte, jauchzte, uns allen hundertmal versicherte, das Alles sey unser Eigenthum, meiner Mutter in kindischer Freude vorrechnete, wie viel er übergespart habe: (Nemlich er hat das Gütchen, ehe meine Mutter Frankreich verließ, scheinbar kaufen müssen.) sieh, Julie, da giengen mir die Augen über, über diese rührende Treue, womit der alte Mann die Güte meines so guten Vaters an uns noch belohnte. Meine Mutter reichte ihm gütig die Hand, ich hätte ihm seine treue Hand küßen mögen. Seine Freude, uns wieder zu sehen, war so rührend, so herzlich, so stürmisch, daß er sogar meine Mutter ein wenig mit in den Zauberkreis seiner Empfindung hinein zog.

Auf einmal rief er: ach Gott! guter Gott! Gleich! Sogleich! und stürzte mit großer Hast, mit funkelnden großen Augen hinaus, und ließ uns verwundert über seine Heftigkeit und über seine Absicht stehen. Dann kam er zurük, und zog einen jungen Mann in das Zimmer, der wie ein Jäger etwan gekleidet war, und der sogleich

in die Arme meiner Mutter stürzte. Es war mein Bruder, Julie, es war mein Bruder!

O Julie, das überwältigte meine Mutter, sie breitete die Arme aus, sie schwankte, sie erblaßte, sie sank leblos in unsre Arme. O meine Mutter, rief ich voll Angst. Gott! Gott! rief mein Bruder: bist du meine Schwester? Emilie? O Julie, erst jezt erkannten wir uns. Meine Mutter erholte sich. Sie schlang die zitternden Arme um ihren Sohn, sie drükte den lebenden, den todtgeglaubten, an das mütterliche Herz. Aber nach einer Minute sagte sie mit ihrem gewöhnlichen Tone: ich hörte, du wärest in dem ehrenvollen Kampfe für unsre Rechte, für die Rechte unsers Monarchen gefallen. Ich hoffe, der Herr Vasson Rovere lebt mit Ehren. Würde ich leben? fragte mein Bruder mit einem stolzen Tone. Und nun erst umfaßten sich Mutter und Sohn. Wir sezten uns nun, und mein Bruder erzählte uns seine Rettung, die einem Wunder gleich sah. Er verschwieg viel, das sah ich an den Lüken, die er ließ, an den Gebehrden des alten Baune, gegen den er ohne Zweifel vertrauter gewesen war, als er es gegen meine Mutter seyn konnte.

Das Wort Bruder erfüllte mein Herz mit stolzen Hofnungen, Julie. Ich glaubte an ihm einen Schutz gegen die Härte meiner Mutter haben zu können; aber wie ich ihn reden hörte, mit diesem glühenden Hasse gegen alle, die nicht

so entschiedene Royalisten sind, als er selbst, ach wie verbarg ich da tief ins ängstlich schlagende, in mein verzagendes Herz, meine Liebe; wie verschwand die Hoffnung, wie bebte ich, da mein Bruder die Hand empor hob, und rief: ich hasse sie alle, ewig, mit glühendem, verderbendem Hasse!

Meine Mutter erzählte endlich von Valce's. Mit gerunzelter Stirn sagte mein Bruder: ich kenne sie, diese Elenden! Eben dieser jüngere ist es, dem ganze Schaaren junger Leute aus seiner Gegend, von seiner Raserei angestekt, folgten. Ich hasse sie ewig! Julie! Julie, Julie! Er haßt sie ewig, und ich bin durch ein feindseliges Geschik gezwungen, sie ewig zu lieben. Ach der Dämon, der blutig über Frankreich hieng, ist noch nicht versöhnt, zürnend schwingt er die Fakel des Hasses über unsre Familie, vielleicht über tausend Familien. Es ist mir als sähe ich schon den farbenlosen Schleier der Zukunft mit Blut besprüzt, als hörte ich schon in dem stummen Morgen unsre seufzenden Klagen. Mein Bruder haßt sie, und ich, ich — o Julie! — ich muß sie ewig lieben!

Lanzerre.

Mein Bruder, Julie, ist ein edler, ein fühlender, ein weicher Mensch. Nur unversöhnlich hart gegen alle Republikaner, gegen Robert. Er liebt! er liebt! und dennoch bin ich ohne Hofnung. Denn der Unglükliche liebt ohne Hofnung.

Höre, wie das harte Geschik des menschlichen Herzens spottet. Mein Bruder landet in Quiberon; bei der allgemeinen Flucht zieht er sich, mit einigen von dem Haufen abgetrieben, hinter Gesträuch. Sie wollen die Küste erreichen, aber auf einmal stürzte eine Schaar Republikaner auf sie ein. Sie werden gefangen und nach dem unmenschlichen Geseze erschossen. Mein Bruder erwartet die Kugel, er ist der einzige noch lebende. Zwei junge Soldaten rufen halt! stürzen in den Kreis und wollen ihm das Leben retten. Umsonst, die Barbaren sind taub. Sie legen die Gewehre auf meinen Bruder an. Der eine der beiden edeln Männer umfaßt meinen Bruder, und deket mit seinem Herzen das Leben meines Bruders. Der andre legt auf die Mörder an und droht den niederzuschiessen, der sein Gewehr abdrükt.

So schwebt mein Bruder zwei Stunden lang in der Gefahr des Todes, bis endlich die beiden grosmüthigen Jünglinge mit einer Anstrengung von Muth, Entschlossenheit, Aufopferung, Bitten, Beredsamkeit, mein Bruder sprach mit Thränen davon, ihn endlich zu retten das Glük haben.

Sie führen ihn mit sich, durch Sümpfe, Wälder, über Klippen, sie vertheidigen ihn mit einem übermenschlichen Muthe und Ausdauer gegen alle Anfälle und bringen ihn nach einer Reise von drei schreklichen Tagen Nachts in ein

Dorf. Sie öfnen ein Haus Sie pochen an eine Thür. Aus der Thüre tritt ein Mädchen schön wie ein Engel, stolz und edel wie eine Königin. Henriette, sagt der eine der beiden Jünglinge: dir übergeben wir einen braven Mann, einen Ausgewanderten. Wir haben ihn gerettet. Wir fordern sein Leben von Dir. Wir müssen fort. Ich rette ihn, sagte das Mädchen! fliegt an des Jünglings Brust, und die beiden Jünglinge verschwinden.

Mein Bruder ist bei dem Mädchen allein. Unruhig geht das Mädchen auf und nieder, von Zeit zu Zeit einen Blik auf meinen Bruder werfend. Wie soll ich Dich retten! ruft sie. Aber ich versprachs, Unglücklicher! Mein Bruder war erst siebzehn Jahr alt, und von zartem weiblichen Bau. Sie giebt ihm Mädchen-Kleider, und er bleibt mehrere Tage unter dem Namen einer Verwandtin von ihr bei ihr im Hause.

Mein Bruder frägt nach dem Namen seiner Retter. Es war mein Bruder, sagt sie lächelnd. Der andre sein Freund. Sie, erfährt mein Bruder gesprächsweise, ist die Nichte eines Pächters in dem Dorfe, der Pächter ist von den Royalisten ermordet. Mehr erfährt er nicht. Allein bald faßt man im Dorfe Verdacht gegen meinen Bruder, und gegen sein Geschlecht. Henriette beschüzt ihn mit einer männlichen Entschlossenheit. Die Gefahr wächst. Mein Bruder will fliehen. Sie

schweigt. In der Nacht wekt sie ihn. Du wolltest fliehen, sagte sie kalt: Das mußt Du Unglüklicher und zwar jezt! diesen Augenblik! Du bist verrathen!

Sie giebt ihm ein Bündel Kleider, Geld, ein Paar Terzerole, einen Dolch. Er wirft sich ihr zu Füßen, ihr zu danken, ihr Lebewohl zu sagen. Weißt Du die Wege? sagte sie, fordert nicht mein Bruder dein Leben von mir? Wir gehen zusammen. Sie verlassen das Dorf. Das Mädchen führt meinen Bruder mit einer sichern Kühnheit unwegsame Wege. Am Tage leben sie in einer Höhle oder auf einem belaubten Baume. So kommen sie über die Seine, und nun gehen sie bis nach Lanzerre, da ihr Geld verzehret ist, da das Mädchen alle Mittel verbraucht hatte, das Leben zu erhalten.

Mein Bruder entdekt sich dem alten Baune. Er nimmt beide mit hoher Freude auf. Mein Bruder färbt Haar und Gesicht, und macht den Gärtner, und Henriette spielt die Nichte des alten Baune.

Ist hier? fragte ich meinen Bruder eifrig: Henriette ist hier? im Hause?

Hier! antwortete er seufzend. O, Emilie, und wie ich sie liebe, die edelste, die treueste Seele!

Er mußte mich sogleich zu ihr führen. Ich fiel an ihre Brust, ich nannte sie Schwester. Das Mädchen hatte etwas seltsam Großes. Sie

liebt meinen Bruder. Ach sie weiß nicht, wie stolz meine Mutter, wie stolz selbst mein Bruder auf den Rang ist, den wir verlohren haben. Doch ich thue meinem Bruder Unrecht. Denn er hat ihr hundertmal seine Hand geboten. Jezt aber verlangt sie die Einwilligung meiner Mutter. Die Arme!

— — —

O Julie! Julie! Robert hat meiner Mutter geschrieben, und um meine Hand angehalten. Er hat sich darauf berufen, daß ich ihn liebte. Mein Bruder kam mit funkelnden Augen zu mir. Nimmermehr! rief er: da lies! und erröthe! Liebst Du ihn? ich bitte Dich, sage nein! denn es ist nicht möglich. Meine Mutter trat jezt ins Zimmer.

Ich las seinen Brief. Man hätte ihn mir nicht geben müßen; denn jedes Wort drang wie ein Pfeil durch meine Seele. Es war die Sprache eines schönen Herzens und eines edeln Mannes.

Ja! rief ich, und drückte den Brief an meine Brust: ja, ich liebe ihn. Was kümmert mich Dein Haß, Bruder, Ihr Haß, Mutter. Er ist ein edler Mensch, der die Liebe einer Welt verdiente.

Meine Mutter lächelte, und sagte: Du wirst dich besinnen, Emilie. Man muß nichts wollen, was unmöglich ist. Ich zitterte bei diesen kalten, aber festen Worten. Mein Bruder antwortete, und schlug ihm meine Hand fest, aber höflich

ab. Er las meiner Mutter den Brief vor, sie billigte ihn, und mein Bruder siegelte.

Mir war es lieb, Julie, daß man so gar keine Rükſicht auf mich nahm. Die Ungerechtigkeit machte mich entschlossen. Hat denn das Herz des Bruders nur Rechte, fragte ich ihn bitter. Rechte nicht, Emilie, die nicht auch Du hättest, antwortete er. Er wendete sich an seine Mutter, gestand seine Liebe zu Henrietten, und seinen Entschluß sie zu heyrathen.

Meine Mutter erstarrte. Sie stand auf. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter, und sagte fest: Ich gebe dir nie meine Einwilligung, obgleich Valce von Deinem Stande ist! Nie! Nie! Wäre er unter deinem Stande, ich würde mit Abscheu Dich nur ansehn, statt mit Dir zu reden. Sie drehte sich stolz um und gieng. Mein Bruder legte die Hand an die Stirne. Dann holte er seine Mutter zurük. Er stellte ihr vor, welche Rechte seine Geliebte auf ihn hätte. Meine Mutter wurde gerührt. Er holte Henrietten. Das Mädchen trat daher mit dem Stolze, dem edelsten Stolze eines hohen Bewußtseyns. Mein Bruder redete mit der ganzen Beredsamkeit der Liebe. Er schwor dem Mädchen seine Hand zu geben, und meine Mutter willigte ein. Jezt sagte Henrirtte: ich habe noch einen Bruder, und dessen Einwilligung ist nöthig. Sie wußte nicht, wo er war. Meine Mutter hatte ungern

eingewilligt; aber ich sollte das Opfer seyn. Ungerechte Menschen! Mein Bruder sandte die Antwort ab. Wie ich ihm seine Ungerechtigkeit vorwarf, da sagte er kalt, welche Rechte auf deine Hand hat denn Valce?

Die Rechte der Natur, der Liebe, der Menschheit! aber dafür haben sie keinen Sinn!

Robert an Augustin.

Kour de Vale.

Beiliegendes schrieb ich an Emiliens Mutter; das antwortete der Bruder. Ich liebe sie unaussprechlich. Sie liebt mich. Was mach ich, Augustin?

Antwort:

Schweigen! hätte ich vor zehn Jahren gesagt, weil man dem Gesez gehorchen muß. Jezt aber, Robert? Ich komme. Du liebst das Mädchen, das Mädchen dich. Die Natur ist für dich, das Gesez auch. Wen hätten wir sonst noch zu fragen? Des Bruders Brief sieht aus wie der Anfang einer Ehrensache aus der alten Zeit. Dazu kann Rath werden. Ich komme! Ich komme! Hat das Mädchen Muth, so — ich liebe es der Unvernunft die Gewalt entgegen zu stellen, weil die Gewalt das einzige ist, was die Unvernunft

scheut. Lebe wohl. Ich bin es müde vergebens zu suchen. Augustin.

Emilie an Julien.

Lanzerre.

O Julie! ein Fremder ließ sich melden bei meiner Mutter. Es tritt ein stolzer Mann ins Zimmer. Ich habe nie eine furchtlosere Gestalt gesehn. Das Gesicht war von der Sonne verbrannt, das Auge funkelte. Er warf seinen Blik auf mich, küßte meine Hand ohne meiner Mutter ein Wort zu sagen. Das befremdete uns. Ich liebe Sie, Emilie, sagte er: ich liebe Sie unendlich. Wir erschraken beide. Meine Mutter rief, da trat mein Bruder ins Zimmer. Wir wurden noch bestürzter; denn mein Bruder stürzte in des Fremden Arme, laut jauchzend. Deine Schwester! rief er. Der Fremde hob beide Arme erwartend auf. Ist hier! Henriette! schrie mein Bruder zur Thür hinaus.

Sie kam. O welche Scene! welche Scene! Es war meines Bruders großmüthiger Retter. Ich athme kaum, denn wie konnte das alles enden! der Fremde warf wieder seinen Blik auf mich, die zärtlichsten Blike, vor denen mich schauderte. Mein Bruder unterbrach ihn. Sieh, rief er: ich liebe deine Schwester, deine Schwester

mich. Gieb mir mehr als mein Leben, gieb mir deine Einwilligung.

Du bist, fragte er ernst: also Vasson Rovere, Emiliens Bruder? Gieb mir deiner Schwester Hand, Vasson.

Und wer sind Sie, mein Herr? fragte meine Mutter höchst empfindlich. Der Retter meines Sohns zwar —

Wer ich bin? antwortete er mit funkelnden Bliken: der Retter Ihres Sohns, dieser Titel müßte der Mutter schon genug seyn, denk ich. Ich fragte bei Quiberon nicht, wer bist du? Mein Freund fragte nicht. Ich schlug an auf den ersten, der Ihren Sohn tödten wollte. Man wuste, ich würde Wort halten, und mein Freund bot sein Herz zum Ziel des Todes. Vasson, du liebst meine Schwester, ich deine. Gieb mir, was ich dir gebe.

Mein Bruder stand nachsinnend da. Du liebst sie? fragte er endlich.

Unendlich! antwortete er mit funkelnden Bliken: zärtlicher, brüderlicher, als wenn ich sie mehr noch liebte. Denn ich suche ihre Hand nicht für mich, sondern für einen, der mir lieber ist als ich selbst, für den Mann eben, so wendete er sich an mich: der mit seiner Brust Ihres Bruders Herz bedekte, auf den zehn tödliche Gewehre zielten. Sie, Emilie, fuhr er zärtlich

fort: sind vom Geschik bestimmt, die volle Belohnung des alleredelsten Herzens zu werden, das je eines Mannes Brust hob.

O Julie, ich konnte nichts als zittern. Emilie, sagte mein Bruder: der Retter meines Lebens. O meine theure Mutter, geben Sie dem Retter meines Lebens Ihre Tochter.

Ein Opfer habe ich dem Retter meines Sohnes gebracht, mein Sohn, sagte meine Mutter sanft aber fest.

Welches? fragte der wilde Mensch, der Fremde. Meine Mutter verbeugte sich. Er sah seine Schwester an, sie schien ihm zuzuwinken. Daß, fuhr er fort: der Herr Basson Rovere seine Hand der Tochter eines Pächters giebt. Eins also Madame, wollten Sie den Rettern Ihres Sohns bringen? So sey Emiliens Hand das Opfer.

Gut, rief meine Mutter: wenn's meines Sohnes Hand nicht seyn darf.

Nein, sagte der wilde Mensch mit muthwilligen Bliken: meine Schwester ist eine Gräfin d'Aumale, mein Vater starb — doch daran darf ich nicht denken. Meine Mutter umarmte die junge Gräfin, und der Graf rief mir zu: so bist du mein, geliebte Emilie! das Weib meines Freundes. Ich erblaßte, ich zitterte. Mein Mutter fragte: und ist Ihr Freund ein Edelmann? So gut wie einer hier und in Europa. O Julie, ich war verlohren. Und er liebt sie?

fragte mein Bruder. Der Graf lächelte, und nahm meine Hand.

Ich riß sie los. Mein Bruder umarmte mich, meine Mutter liebkoste mir. Der Graf sah mich lächelnd an. Dann sagte er: da wir Ihren Bruder in Sicherheit gebracht, Emilie, da wir dre Tage in dem Gebirge ohne Erquikung herumgeirrt hatten, da legte er, der Ihres Bruders Retter war, sein bleiches Gesicht an diese Brust. Ich sterbe, seufzte er: aber Basson hat eine Mutter, eine Schwester, denen sein Tod die Herzen gebrochen hätte. Ich sterbe für sie alle. O wer weiß, wie gerne die Schwester für mich stürbe. Denn wie er sie gesehen hatte —

Wo sah er mich? fragte ich ihn wild.

In Deutschland, antwortete er; dann fuhr er fort: wie er Sie gesehen hatte, Emilie, da sank er mit stolzer Empfindung an meine Brust, und sagte: ich liebte sie, mit unendlicher Kraft. Ich werde sterben, wenn sie nicht mein wird. Da versprach ich ihm, Emilie, daß Sie sein werden sollten. Emilie, o ein edleres Herz hat nie in einer Brust geschlagen. O Emilie, wenden Sie Ihre Blicke nicht ab. Er ist der Retter Ihres Bruders. Denn bei Gott! nicht eher giebt meine Schwester Ihrem Bruder die Hand, ehe nicht mein Freund glüklich ist.

Da umringten sie mich alle; meine Verwandten, die Gräfin. Alle liebkosten mich, alle fle-

heten mich an, meine Mutter bat, statt zu befehlen. Ich reichte endlich zitternd, verzagend, vergehend, dem Grafen meine Hand, und versiegelte mein Opfer, das ich der Grosmuth brachte, mit einer Ohnmacht.

Sie ist sein! rief der Graf wie außer sich, und stürzte hinaus. Alles war um mich beschäftigt. Da riefen sie alle, er kommt! er ist da! o Retter meines Lebens! rief mein Bruder laut. Emilie ist dein! rief der Graf. Meine Sinne wollten vergehen. Ich hörte — o Gott! eine Stimme; ich schlug die Augen auf und sah, o Entzüken! Roberten, den geliebten Robert in den Armen seines Freundes und meines Bruders vor mir stehen.

Ich schrie vor Freuden auf, ich sank in seine umschlingenden Arme. O Valce! rief ich: mein Valce!

Valce! rief mein Bruder nach, und auch ihm war das Räthsel gelöst.

Wir alle waren überrascht; denn niemand, auch der Graf Augustin selbst, wußten anfangs nicht, daß das gütige Geschik schon vorher unsere Begebenheiten verflochten hatte, ehe unsere Herzen eins waren. Er selbst erfuhr erst hier, daß mein Bruder der war, den Robert und Augustin gerettet hatten. O Julie, Julie, wie glüklich ist deine Emilie, wie glüklich wir alle.

Emilie an Julien.

Kour de Vale.

Ich bin sein, Julie. Mein Herz ringt mit der Seligkeit der Erde, und täglich wächst sie an, Julie. Wir leben in Frieden. Meine Mutter liebt Roberten; ach wer müßte ihn nicht lieben: und seine und Augustins Tugenden haben sie mit den Franzosen ausgesöhnt. Das Schicksal, sagte sie gestern: stellte den Mann uns gegenüber. Gottlob! daß er da stand; denn er rettete meinen Sohn und machte dich glücklich. Nein, ich will Niemand hassen als den Bösewicht, welche Farbe er trage.

Beklagen und lieben, und verzeihen!, wenn er mein Feind ist, sezte Robert hinzu.

O Julie! der gute Robert! sagen jezt auch ich, meine Mutter, mein Bruder, wir alle.

Julie, dein Vater darf zurükkehren, Augustin hat das Verlöschen seines Nahmens von der Liste erhalten. So sehe ich dich wieder, Julie, du siehest deine glükliche Emilie wieder, ach! und du wirst bald mit uns allen sagen, der gute Robert!

Das Portrait.

Der einzige Sohn des Grafen Renaud de la Claude war eben von seiner Reise durch Italien, Schweiz und in seinem Vaterlande zurückgekommen. Sein Vater, ein stolzer, ernster, aber edler Mann sah seine Wünsche erfüllt. Der Sohn brachte ihm eine blühende Gesundheit, ein unverdorbenes Herz, und einen gebildeten Geist zurück. Er drückte den Sohn an sein Herz, wie er einen Blick auf ihn geworfen hatte; allein nach drei Tagen, da er ihn und seine Grundsätze geprüft hatte, faßte er feierlich seines Sohnes Hand, drückte sie in seiner, und nannte ihn mit zärtlichem Stolze: mein Freund!

Das wollte viel von dem stolzen Vater sagen. Er machte mit diesem Einen Worte seinen Sohn unabhängig von sich. Er umfaßte ihn, und zog ihn so in sein Cabinet. Hier machte er seinen Sohn mit dem Zustande seines Vermögens bekannt, und dann trat er ihm unbedingt fast den bessern Theil seiner Güter ab, die in der Provence lagen.

Jezt, mein theurer Freund, hob der Vater an: bist du frei von der väterlichen Gewalt, welche mir die Natur, die Geseze, und deine Jugend gaben, ganz frei. Bis auf diesen Augen=

blick verschob ich es, dir den einzigen Wunsch zu sagen, den ich noch habe. Du kennst meinen alten, edlen Freund, Martenay. Wir hielten treu in Freude und Leid unser ganzes Leben zusammen. Es war unser fröhlichster Wunsch, mein Sohn, das Band der Freundschaft durch die Bande der Verwandschaft zu verstärken. Er hat eine Tochter, ein vortrefliches Mädchen, und — der Vater zog ein Papier hervor, schlug es auseinander, und gab dem Sohne das Portrait Juliens. Der junge Claude warf entzükte Blike auf das Bild, die immer lächelnder wurden. O diese himmlische Unschuld, rief er: auf diesem Graziengesichte! dieser edle Geist in diesen frommen Blicken; o diese edle Gestalt bei dieser so weiblichen Bescheidenheit!

Der Vater theilte das Entzücken seines Sohns. Das Portrait soll ähnlich seyn, sehr ähnlich, schreibt mir der Vater; indeß —

Es ist ähnlich, zum Sprechen! rief der Sohn. Das ist kein Ideal, lieber Vater. Gewiß nicht. Es lebt. Es ist ähnlich.

Wenn es auch schmeichelte, mein Sohn, und ich wünschte, du glaubtest das. In der That, das wünschte ich. Der Anblick des Originals könnte dich unangenehm überraschen. Denn — er nahm das Portrait — sie soll ihrer Mutter ähnlich seyn, schreibt mir Martenay: zum Erstaunen ähnlich, und ist das, so hat der Mahler sehr geschmeichelt, sehr! Ich wünsche nichts

als daß Julie halb den Eindruck auf dich machen möge, wie dieses Portrait. Nun höre, lieber Freund! — mein Gott, mit welchen Blicken du dieses Bild verschlingst. Höre mich, Claude! Das Mädchen weiß von nichts, oder doch sehr wenig. Wir wollen Eure Herzen nicht zwingen. Allein ich hoffe, wir bedürfen es auch nicht. Sie hat ebenfalls dein sehr ähnliches Portrait in Händen gehabt, und — O mein Vater, was hat sie gesagt? fragte der Sohn eifrig, was?

Sie hat, ohne daß sie weiß, wer du bist, und in welches Verhältniß du mit ihr treten könntest, deinem Kopfe eine Lobrede gehalten, mit Blicken, schreibt der Vater, die noch einmal so viel sagten als ihre Lippen. Genug, du kannst mit aller Hofnung zu ihr reisen.

Mit einem tiefen Seufzer sagte der Sohn: zu ihr reisen? und wann, wann — denn, mein Vater, ich dächte, dieses Gesicht voll Liebreiz, diese hohe Schönheit, auf welcher der alleredelste Charakter siegend, leuchtend, hervorspricht — ich dächte — daß — wenn nun ihr Herz schon versagt wäre!

Sie ist frei, sage ich dir, lieber Freund.

O wann kann ich reisen, mein Vater?

Diesen Augenblick, Ungeduldiger. Aber in der That, mein Sohn, ich glaube, der Mahler hat sehr geschmeichelt, sehr, sehr!

Bei Gott, das hat er nicht! Denn sehen Sie

doch nur, Vater, wie es so wahr ist. Von Farbe, gut, das will ich zugeben, aber die Züge leben, sie leben wahrhaft. Das ist ein Bild, kein Ideal. Wo werde ich sie treffen? wo?

In der Provence. Martenays Güter stossen an dein Gut Villoison. Du reisest dahin, machst einen Besuch bei Martenay, als deinem Nachbar; du schweigst ganz und gar über deine Absicht. Denn Julie, fuhr der Vater lächelnd fort: und das ist ihr einziger Fehler vielleicht, hat im Kloster, wo sie erzogen ist, ein wenig zu stolze Vorstellungen von der Liebe, von dem Glück der Ehe, eingesogen. Mit einem Wort, sie ist ein wenig empfindsam, und ihr Kopf hat einen wohl zu romanhaften Schwung genommen. Sie will zum Beweiß, um ihrer selbst willen geliebt seyn. Sie ahnet wohl, daß eine Verbindung mit dir auf dem Tapete ist; allein glaubte sie, du wüßtest schon davon, so würde sie dich vielleicht mit Widerwillen sehen. Ihr Portrait hat mir der Vater ohne ihr Wissen gesendet. Man hat es ihr sogar entwenden müssen. Laß dich also nicht abmerken, daß du sie schon kennst, nnd die Romanenideen, denk' ich, werden sich geben, und ein kleiner Anstrich davon ist bei einem Manne, wie du bist, wohl gar ein Reiz mehr.

Der Sohn warf sich in die Arme seines Vaters, man traf die Anstalten zu Claudens Reise, und nach ein Paar Tagen war der ungeduldige

Liebhaber schon halb am Ziel seiner Reise. Kein Postillon fuhr ihm schnell genug. Verstohlen zog er Juliens Portrait oft hervor. Er heftete sehnsuchtsvolle Blicke auf das schöne Bildniß. Er vergaß sich so gar oft so sehr, daß er es anredete, daß er ihm zuseufzte, bis das Lächeln seines alten Kammerdieners ihn aus seinem poetischen Vergessen wieder erweckte. So kam er seinen Gütern bis auf einige Meilen nahe.

Romanhaft? Empfindsam? Er hatte aus diesen beiden Begriffen eine Menge Romane hervorgesponnen. Sie wollte um ihrer selbst willen geliebt seyn? und er ersann tausend seltsame Begebenheiten, um ihr zu erweisen, daß er sie um ihrer selbst willen liebte. Allein eben diesen lag auch die Vorstellung so nahe, daß auch er gern den Beweis haben möchte, um sein selbst willen geliebt zu werden. Diese Vorstellung wurde nun bei ihm schnell so lebhaft, daß er in der nächsten Stadt, auf die er traf, anhielt, seinem Kammerdiener befahl, ihn hier zu erwarten und in einer sehr einfachen Kleidung allein nach Villoison, seinem Gute, abreiste. Hier kannte ihn niemand, weil er noch nie da gewesen war.

Er gab sich für seinen eigenen Haushofmeister aus, der vorausgegangen war, um Anstalten zum Empfange des jungen Grafen zu machen. Die Unterthanen erwarteten ihren neuen Herrn. Man hatte schon hundert fröhliche An-

stalten getroffen, ihn zu empfangen. Auf dem Wege nach dem Schlosse standen Triumphbogen von hohen Myrthen, und dazwischen ofne Stellen zum Tanz für das Landvolk, das schon seit einem Monate in einem immerwährenden fröhlichen Tumulte gelebt hatte. Man wurde endlich ungeduldig, daß der junge Graf gar nicht kommen wollte, und in einem so hohen Grade, daß der Graf es für das beste hielt, ihnen eine Menge kleiner Feste zu geben.

Er streifte indeß um Martenays Gut her. Er durchstreifte sogar den Park, der am Schlosse lag, und hier, so nahe dem geliebten Mädchen, unter der belebenden Wärme dieses südlichen Himmels, unter dem Wohlgeruche des blühenden Weins, der duftenden Olivenbäume, der Zitronenwäldchen, unter dem zärtlichen Jauchzen, unter den fröhlichen Liebesgesängen dieser glücklichen Provenzalen, öfnete sich seine Seele ganz der zärtlichen Liebe, der süßen Sehnsucht. Aber er fand Julien nicht. Ein Arbeiter im Park erzählte ihm, daß Martenay mit seiner Tochter verreißt wäre, und mit bedeutendem Vertrauen sezte er hinzu: Es stekt ein Geheimniß unter dieser Reise; denn erst hieß es Fräulein Julie wäre Braut, und der Bräutigam wäre unterwegs, und auf einmal ist Vater und Tochter auf und davon, und niemand weiß wohin, und der Haushofmeister zuckt die Achseln, und lacht, und es

ist ein Geschicke, hierhin, dorthin. Kurz, es ist etwas vor und weit sind sie nicht.

Das hörte der Graf, und Juliens romanhafte Schwärmerei fiel ihm ein, und lächelnd sagte er: nein, weit sind sie nicht.. Er gieng nachsinnend nach Hause. Schon von weitem tönten ihm die fröhlichen Gesänge seiner Landleute entgegen, begleitet von den hellen Tönen der Schalmey und einer Geige. Sie feierten eines seiner Feste. Er näherte sich. Ein liebliches Landmädchen, leicht gekleidet, die jugendliche Brust nur von einem Blumenstrauße erhöhet, kam ihm fröhlich entgegen, um ihn zum Tanze einzuladen. Sie stuzte ein wenig, da sie den Haußhofmeister ihres Herrn erkannte, aber die glücklichen Mädchen dort, sich ihrer Reize bewußt, und der süßen Sehnsucht in jeder Brust eines Mannes, wie in ihrer eigenen Brust voll unschuldigen Betragens, fürchten keinen Mann. Sie bot dem Grafen ein Band an seinen Hut. Er nahm es. Des Mädchens Hände befestigten es an dem Hute. Dann hieng sie sich vertraulich dreist in seinen Arm, und führte ihn tanzend in den Kreis der Hüpfenden.

Am Eingange des Tanzplazes blieb der Graf auf einmal erstarrt stehen; denn gegen ihm über in dem Schatten einer Myrthe stand Julie. Julie, die Tochter Martenays, seine Geliebte, ihrem Portrait vollkommen ähnlich, da. Er erröthete, er merkte nicht, wie viel Mühe seine Tänzerin

sich mit ihm gab, ihn in die fröhliche Bewegung ihrer hüpfenden Füße zu bringen. Wie eingewurzelt stand er da, seine Blicke auf Julien geheftet, die ihn nicht sah, die ihre großen, heitern, funkelnden Augen auf einen jungen Weinbauer festhielt, der eben mit ihr getanzt hatte, und ihr eine Romanze vorsang, die sie mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit anhörte.

Ich bitte dich, mein Kind, sagte er endlich dem Mädchen, das ihn, lockend zum Tanze, so zärtlich ansah, ich bitte dich, laß mich. Ich bin zu müde. Das Mädchen gab ihre Hand einem andern Tänzer, und der Graf hatte Zeit, seine Geliebte zu betrachten, die jezt mit einer himmlischen Stimme in den Refrain der Romanze mit einfiel.

Anfangs sah der Graf nichts, nichts, als nur die schöne, volle schlanke Gestalt, und das himmlische Gesicht von froher Schönheit, von reizender Unschuld glänzend. Nie hatte er ein reizenders Geschöpf gesehen; aber doch mußte er sich gestehen, daß Julie sich ein wenig zu sehr der Freiheit bediente, welche ihr das Köpfchen vollkommen gab.

Denn da stand sie, völlig wie eine arglose, unschuldige Bäuerin auf diesem nichts als Liebe und Freude hauchenden Lande. Das braune schöne Haar hieng in Flechten und Locken mit Blumen durchflochten auf den weissen runden Schultern.

Die Aermeln des Hemdes waren mit rothen Bändern hoch hinauf bis an die Schultern gebunden, und die runden, reizenden Arme hoben sich nach dem Takte der Romanze. Der schönste Busen wallte nur hinter Blumen empor. Den Schnekkenleib umfieng ein enges fest anliegendes Mieder von weisser Seide, ein kurzes Rökchen reichte kaum bis auf die Waden. Sie hatte die Gestalt einer Nymphe, und ihre Kleidung. Kein Reiz war unverhüllt, die Kleidung bedeckte nicht, erhöhete nicht den Reichthum des jugendlichen Körpers. Sie schützte ihn nur gegen die Glut der Sonne, nicht gegen den Blik der Männer. So stand sie da, horchend auf die Romanze, mit dem schönen Köpfchen den Takt dazu nickend, die eine kleine Hand mit den Rosenfingern lag auf des Sängers Schultern, und die andre hielt der Sänger in seiner Hand.

Kaum war die Romanze gesungen, so legte der Sänger seine Hand auf Juliens weisse Schulter, und nun hüpfte sie mit ihm in den raschen Wirbel der Tanzenden. Sie kam endlich hüpfend vor dem Grafen vorüber, und in dem Augenblicke drückte der junge Bauer Julien in seine Arme, die volle Brust an sein Herz, und so Arm in Arm drehten sie sich rasch um sich selbst.

Der Graf verfinsterte das Auge. Das war ihm doch ein wenig zu viel. Aber er hätte sein Leben hingegeben, eine Minute lang in den Ar=

men des Mädchens, seine Arme um den jugendlichen Reiz der Glieder gedrückt, mit ihr zu tanzen. Er verfolgte sie mit funkelnden Blicken den Kreis hinauf und hinab.

Endlich stand sie. Sie wendete sich von ihrem Tänzer mit unbefangener Ruhe ab, zu einem Alten, der im Schatten der Bäume mit andern trinkend da saß.

Und sollte sie hier niemand kennen? fragte er sich selbst. Er fragte einen der Leute aus dem Schlosse nach ihr. Ich will mich erkundigen, sagte der. Er brachte dem Grafen die Nachricht, sie sey eine Fremde. Einer von Martenays Schloß habe Vater und Tochter mitgebracht.

Der Graf näherte sich langsam dem Orte, wo Julie saß. Sie schlug das Auge auf ihn; aber mit einer solchen Unbefangenheit, daß sie ihn entweder nicht kannte, oder ihre Rolle mit erstaunlicher Kunst spielen mußte. Es bedurfte indeß einer großen Aufmerksamkeit auf sich selbst, um den Entschluß auszuführen, den er gefaßt hatte, zu thun, als kenne er sie nicht.

Er redete sie an. Sein Herz pochte ungestüm. Sie antwortete, zwar in dem gewöhnlichen Dialekt dieser Gegend, aber doch mit einer so schönen Stimme, mit so feinem Ausdruck, daß er wohl sah, sie war keine gemeine Bäuerin. Er fragte nach ihrem Wohnorte, und sie nannte

eine einzelne Hütte, wo ihr Vater erst seit einem Monate Pachter war. —

Wessen Pachter?

Des Herrn von Lüsis Pachter.

Der Graf konnte nun durchaus die Unbefangenheit, die Unschuld, den Ton der Wahrheit nicht begreifen, mit dem sie alle diese Antworten gab. Er fragte nach der Romanze, welche der junge Landmann ihr vorgesungen. Sie entschuldigte sich mit einer reizenden Verwirrung, daß sie sie nicht behalten hätte.

Sing dem Herrn eine vor, rief der Vater: Du kannst schönere, als die war. Und sie hat eine Stimme, sezte der vorgebliche Vater sogleich hinzu: lieber, fremder Herr, als wäre sie in Paris in der Oper erzogen. Nun die von der Nonne.

Julie, ohne zu zögern, sang dem Grafen die Romanze von der Nonne, und nun stand er vor ihr, so nahe, fühlte den Hauch ihres Gesanges an seinen Wangen. Er sah die Brust unter den Tönen des Jammers der sterbenden Nonne langsamer jezt, jezt stärker empor wallen. Er sah das heitere Auge sich mit Betrübniß füllen. Er faßte Juliens Hand. Er drückte sie, und sagte sehr ruhig: (aber diese Ruhe kostete ihm eine große Anstrengung) dieses Singen hast du gewiß nicht unter den Landleuten gelernt. Nein, antwortete Julie, eben so ruhig: Ich war ein Paar Jahre

auf einem Gute des Markis von Salû, und dann ein Jahr auf dem Schlosse des Herrn von Martenay. Da sang man ganze Tage.

Du kennst das Fräulein Martenay, schönes Kind? fragte der Graf, und Julie antwortete ruhig: Ja, und vertrauete ihm sogar an, daß das Fräulein de la Claude heirathen würde. Sie plauderte mit einer großen Offenherzigkeit eine Stunde lang über die Tochter des Herrn von Martenay, und der Graf machte die Bemerkung, daß Julie recht vielen Geist und einen heitern Wiz hätte.

Nun tanzte sie mit dem Grafen mit dem natürlichen Reiz, und der Anmuth, welche Schönheit, Gesundheit und Heiterkeit geben. Sie umarmte ihn im Tanz so arglos, wie vorhin den Bauer, und der Graf gieng am Ende des Festes mit einer unendlichen Liebe gegen das reizende Mädchen, aber doch auch ein wenig unruhig nach Hause.

Hatte sie ihn gekannt oder nicht? Diese Unschuld auf dem frommen Engelgesicht, diese ruhige Arglosigkeit, und die so kunstreiche Verstellung, diese verschmizte Besonnenheit, diese durchdachten Spiele einer so schweren Rolle? Er schüttelte den Kopf hundertmal.

Am andern Morgen reißte er nach der Hütte, wo sie mit ihrem Vater wohnte. Man nahm

ihn freundschaftlich auf. Hier erkannte er sogleich Julien. Das Häuschen war sogar mit einer gewißen Zierlichkeit aufgepuzt. Er traf mehr Domestiken, als ein so kleiner Pächter sich zu halten pflegt. Er nahm Juliens Hände, er betrachtete sie, und sagte lächelnd: viel gearbeitet haben diese Hände nicht. Gar nicht viel, antwortete Julie lachend und ruhig. Bei Salus hatte ich die Kleidung der Frau Markise zu besorgen, und bei Martenays gar nichts.

Und warum bliebst du nicht bei Martenays? fragte der Graf. Da erröthtete Julie, und sie sagte zögernd: das ist ein Geheimniß, mein Herr, das ich nicht verrathen darf. Aber, sezte sie hinzu, es wird mich viel kosten, ehe ich mich wieder an die Arbeiten meines Standes gewöhne, ach! den ich immer mehr geliebet habe als die Pracht der Schlösser, auf denen ich erzogen bin.

Der Graf sah sehr wohl, wie fest sie entschlossen sei, ihre Rolle auszuspielen. Er hatte also alle Ursache, sich in acht zu nehmen, um nicht zu verrathen, daß er sie kennte. Er zwang sich sogar, so kalt gegen das schöne Mädchen zu scheinen, als es ihm möglich war. Der Vater bat ihn beim Abschiede viel angelegentlicher, als es nach ihrer kurzen Bekanntschaft natürlich war, ihn oft zu besuchen, und der Graf hatte nichts angelegentlichers zu thun, als den Wunsch des Vaters zu erfüllen.

Er besuchte ihn nach ein Paar Tagen wieder. Er fand den Vater allein. Der Vater war gewiß der Herr von Martenay nicht. Er war ganz Bauer, und er verrieth durch sein plumpes Zutappen den Plan, den Julie mit dem Grafen hatte. Er fragte angelegentlich, wie ihm Manon, so hatte sich Julie genannt, gefallen hätte. Er lobte ihre Schönheit, ihre Tugend, ihr Herz, ihren Geist, und hätte sie lieber gar dem Grafen angetragen.

Indeß machte doch das den Grafen kühn genug, wie Manon zu Hause kam, ein wenig stürmischer mit seiner Liebe auf das Mädchen einzudringen. Er gestand ihr, welch einen tiefen Eindruck sie gleich anfangs auf sein Herz gemacht habe; er faßte ihre Hand, er küßte sie, und er schwor ihr eine ewige Liebe. Manon wurde gar nicht böse darüber; allein sie nahm es doch auch nicht für Ernst, was der Graf sagte. Sie lachte, sie verdrehte jedes Wort in seinem Munde, sie trieb so viel Possen, daß der Graf zehnmal böse und zehnmal wieder gut wurde. Indeß sah er doch auch, daß zuweilen Manon ihn verstohlen von der Seite anblikte, und dieser verstohlne Blick war sehr ernst, sehr sprechend.

Der Graf gieng, ohne irgend eine Antwort von dem geliebten Mädchen zu haben; aber er gieng verliebter als je; denn heute hatte sie, zwar nur unter der einfachen Sprache einer etwas bes-

ser erzogenen Bäuerin, ihm einen reichen Schaz von Wiz, leichten Geist, schnellen treffenden Spott, und die Kunst auf die heiterste Weise zu scherzen, auf das anmuthigste zu plaudern gezeigt. Im reizendsten Spiel hatte sie heute unzerreißliche, und doch die leichtesten Blumenketten um sein Herz geschlungen. Er war von ihr bezaubert. Und doch schüttelte er wieder hundertmal den Kopf. Denn Manon, die von einer Arbeit zurükgekommen war, machte in seiner Gegenwart ihre Toilette. Zwar trat sie abwärts in eine Ecke vor einen kleinen Spiegel, und wendete ihm den Rücken zu, wie sie ein neues Mieder anlegte, allein ihre Unterredung gieng dennoch fort, und mitten im Zuschnüren, wo die Unterredung eifriger geworden war, drehete sie sich ganz zu ihm um, um ihm zu sagen: das verstehen Sie nicht. Es war nichts mehr als zöge sie einen Handschuh über den Arm, und nun sezte sie sich zu ihm an ihr Rad, und indem sie die Unterredung fortsezte, nahm sie aus seiner Hand eine Blume nach der andern, um sie vor der schönen Brust zu befestigen.

Was der Graf empfand, war sattsam genug. Er beneidete sich selbst. Er verwünschte einen Anblick, den er liebte. Er lächelte und hätte fluchen mögen. Und Manon sah ihn dabei mit der Tauben-Unschuld eines Kindes an, das sich puzt. Die schäferische Unschuld der provenzali-

schen Bäuerinnen mochte dies erlauben; aber Julie? Julie? in einem Kloster erzogen, seit einem Jahre erst in der Welt. Er fand die Natur der Rolle, die sie spielte, doch zu weit getrieben.

Er gieng fast alle Tage zu Manon, und jeden Tag war das Vertrauen, das Manon, ihm zeigte inniger, unschuldiger, argloser. Er küßte ihre Hände, sie lächelte. Er küßte die runden schönen Arme; sie hatte nichts dagegen. Er wagte es sogar, die frischen Lippen zu küssen, und Manon, die schöne Manon wurde nicht böse und doch böse. Sie drohete und blieb erröthend, und der Graf sah mit einem seltsamen Erstaunen, daß ein Paar Küsse ihn mit dem schönen Mädchen weiter brachten, als alle seine schönsten Liebeserklärungen. Er schüttelte heimlich den Kopf; allein Julie warf einen solch holdlächelnden Blik auf ihn, daß er aufs neue in Versuchung gerieth, seine Lippen nicht mehr für sich reden, sondern handeln zu lassen.

Ach, wie oft vergaß nicht der arme Graf unter den unschuldigen, arglosen Tändeleien, unter den unbesorgten Erzählungen, unter den Liedern, die sie ihm so schön sang, und die nichts als die heise, genußreiche wollüstige Liebe dieses Himmels athmeten, mit wem er eigentlich zu thun hatte, wie oft sah er nichts als die reizende Bäuerin! Er vergaß Julien. Er umschlang die geliebte Manon, er drückte seine Lippen auf ihre

Wangen, auf ihre Rosenlippen, sogar in die Blumen, welche die Brust noch so schwach schüzten. Er zog sie auf seine Knie, er drückte sie in seine zitternden Arme, an sein hochklopfendes Herz, und Manons, Manons Wangen wurden heiser und röther, aus ihren Augen brach das schönere Feuer der Zärtlichkeit! ja, sie legte wohl beide schöne Arme um seinen Nacken, und viel zu langsam wendete sie ihren Mund von seinen Lippen.

O in solchen Minuten (sie kamen oft, obgleich Manon jedesmahl böse wurde) hatte er hundertmahl die Worte auf den Lippen: o Julie, ich kenne Sie, ich liebe Sie unendlich; allein er wagte sie dennoch nicht. Er mußte schweigen. Sein Vater hatte ihm einen Brief von Juliens Vater gesandt, worin diese Worte standen: es ist gut, daß dein Sohn meine Tochter kennt; denn die kleine empfindsam schwärmerische Hexe will durchaus erst den Character deines Sohnes auf die Probe nehmen. Empfiehl also deinem Sohne Vorsicht und Besonnenheit. Sie hat sichs durchaus in den Kopf gesezt, erst das Herz des Grafen zu erobern, ehe er wissen soll, daß sie meine Tochter ist. Ich gehe nach Nizza, und dein Sohn mag jede weibliche Figur, die ihm aufstößt, gehörig mustern, ehe er, wie ein Pariser Pflastertreter, zuspringt, denn meine Tochter wird ihm

zu irgend eine Sylphide oder als Schäferin verkleidet erscheinen.

Diese Worte, und dann einige Unterredungen, die er mit Julien selbst gehabt hatte, brachten ihn zum Schweigen. Der Graf nekte sie mit ihrem Herzen. Ich habe nie geliebt, antwortete Manon lachend: aber ich fühle, ich werde von ganzem Herzen lieben, wenn ich liebe, wie alle meine Landsmänninnen. Ich werde treu seyn bis ans Grab; aber weh auch meinem Liebhaber, wenn er nur ein anderes Mädchen anblikte! denn ich will meines künftigen Mannes ganzes Herz haben, und will es wissen, daß ichs habe.

Wie willst du das erfahren, schöne Manon? fragte der Graf, und legte seine Wangen an ihre warme Schulter.

Erfahren? Oho! erfahren? glauben Sie mir, wir Mädchen hier haben tausend Mittel, es zu wissen. Sie, zum Exempel —

Nun ich? was wolltest du sagen? fahre fort.

Sie sagen mir, daß Sie mich lieben, fuhr Manon heiter fort: aber glaube ichs? Und wenn ichs glaubte, und ich sähe einmal in Ihren Augen diesen lauernden Zug, den ich so oft sehe, so wärs vorbei. Sie kennen ja das Liedchen, das Sie so gern hören. Da stehts klar, was Liebe ist. Sehen Sie, ich dürfte nur den kleinsten Verdacht haben, daß mein Liebhaber mich nicht über

alles liebte, so wärs mit meiner Liebe vorbei, und darauf verstehn wir Mädchen uns hier.

Konnte er ihr da sagen, ich kenne Sie Julie? Sie sind des reichen Martenays Tochter? konnte er das?

Aber was er konnte, das that er. Mit flammenden Augen rief er: ich liebe dich, Manon, ja, ich liebe dich. Sieh alles was dein Lied sagt, fühle ich. Er schlang seine Arme um ihren Hals. Betrachte mein Auge, Manon! siehst du da etwas anders als den treuen Blick der Liebe? siehst du nicht da Treue bis zum Tode, Vertrauen, Zärtlichkeit? Sprich, Manon.

Manon sah einen Augenblick lang in sein Auge, dann schlug sie das ihrige langsam nieder, und da sie es wieder erhob, war es naß. Sie drohete ihm mit dem Finger, und antwortete nicht.

So gieng Woche nach Woche hin. Der Graf liebte mit unendlicher Leidenschaft das Mädchen, und Manon? Sie saß oft neben ihm am Bache, ernst, finster, betrübt sogar. Sie schüttelte den Kopf, wenn er ihr von seiner Liebe sprach. Sie versuchte sogar ihn zu vermeiden; allein sie konnte nicht. Wenn sie seine Stimme hörte, so zogen Zauberbande sie zu ihm.

Der Graf sah den Kampf des Mädchens mit frohem Triumphe. Er gieng ganz früh zu ihr. Er traf sie vor ihrer Hütte an dem klaren Bache, der hier rein wie Kristall über einen Felsen

grund floß. Sie badete sich Arme und Hals in der frischen Fluth. Nein sang sie, und goß Wasser mit der schönen Hand über die volle Brust:

Nein, Wasser löscht der Liebe Feuer nicht,
Das in der treuen Brust mir brennt!

Der Graf kannte das Liedchen wohl; aber so hatte sie es nie gesungen; denn Thränen hiengen in ihren schönen Augen.

Mit einem Sprung stand der Graf neben ihr im Bache. Er umfaßte sie mit liebender Wuth. Sie lehnte sanft ihr Haupt an seine Brust. Er küßte die Thränen aus ihren Augen, und drükte seine Lippen auf die treue Brust des Mädchens. Er selbst vergoß Thränen. Er stammelte ihr Schwüre der ewigen Treue, er hielt sie fest umarmt. Und Manon? Manon? hob das thränenvolle Auge auf ihn, ihr zärtlicher Blick drang in seine Seele. Wenn Sie mich lieben, sagte sie fast schluchzend: warum — sie brach ab.

Warum? fragte der Graf: was willst du sagen, Geliebte? ich bitte dich fahre fort! Warum —

Warum reden Sie nicht mit meinem Vater? sagte sie beschämt, erröthend, stockend, und sie verbarg die verrathende Lippe an sein volles Herz. Mit deinem Vater? fragte der Graf lächelnd. Ju — er hätte bald Julie gesagt, er verbarg die Sylbe in einen Seufzer. Manon, darf ich mit ihm reden? Rede du! darf ich? Liebst du mich? o liebst du mich würklich?

Sie hauchte einen Kuß auf seine Lippen statt der Antwort, und schnell war sie aus seinen Armen in die Hütte geflohen. Nach ein Paar Minuten trat der Vater hervor. Sie wollen mich sprechen? fragte er verwundert. Der Graf stand noch immer im Bache. Ich? ich?

Ja, Sie, so sagte mir eben meine Tochter.

Gut dann, sagte der Graf lachend, daß Julie es so weit trieb, und trat auf das Ufer. Ich liebe Manon, sie liebt mich. Sie sey meine Gemahlin! Freudig ergrief der alte Landmann des Grafen Hand. Also Sie wollen Manon heyrathen? Gut! ich gebe sie Ihnen. Manon! rief er, und Manon kam langsam aus der Hütte hervor, wie sie war, in dem leichten Morgenanzuge, mit dem sie aus dem Bache gekommen war. Sie stürzte sich in des Grafen Arme. Mit unendlicher Liebe hieng sie an des Grafen Herzen. Ihre Lippen flossen von den zärtlichsten Liebkosungen über. Ihr Herz voll der reinsten, zärtlichsten Liebe öfnete sich jezt an des Geliebten Brust. Er war unbeschreiblich glüklich.

Der Graf hoffte nun mit jeder Minute auf das Geständniß, daß sie Julie sey, und hoffte vergebens. Sie sprach von den Festen, welche ihre Hochzeit veranlassen würde, von ihrem Brautputze, und zwischen diesen Kleinigkeiten strahlte dennoch die allerzärtlichste Liebe hervor. Welchen Morgen brachte der Graf zu? unter den süssen

Thränen, unter dem seeligen Triumphe der reinsten Liebe, in den zitternden Armen eines seligen Mädchens, und dem zärtlichen Wallen eines vollen befriedigten Herzens. Er hatte Julien vergessen; er wünschte keine Veränderung. Er war in den Armen seines Landmädchens unendlich glücklich.

Er mußte doch lächeln, wenn sie von der nahen Hochzeit redete in dieser Hütte, wenn sie ihm sagte, daß sie nun sogleich eine Wallfarth nach einem Gnadenbilde, eine Tagereise von der Hütte entfernt, antreten wollte, die sie gelobt hätte, wenn er sie würklich liebte. Sie bat ihn also, zwei Tage lang nicht zu kommen. Er versprach es lächelnd. Manon begleitete ihn bis nach Villoison; kaum konnte sie sich aus seinen Armen reissen.

Mein Gott! welch eine Schwärmerin! sagte er, wie er allein war. Am Abend spät erhielt er ein Billet von dem Herrn von Martenay, der ihn auf den andern Tag zu sich einlud. Der Graf sah nun wohl, daß er morgen seine Manon als die Tochter des Herrn von Martenay wieder sehen würde, und er machte sich auf ein heftiges Erstaunen gefaßt. Er trat vor einen großen Spiegel und übte sich eine Stunde lang im Erschrecken, weil er der Geliebten die Freude und die Mühe, die ihr die Komödie gekostet hatte, nicht verderben wollte.

Er warf jezt die Rolle des Haushofmeisters weg, und zeigte sich als den Grafen de la Claude. Am andern Morgen fuhr er mit aller ersinnlichen Pracht nach dem Gute des Herrn von Martenay Martenay kam ihm am Wagen entgegen. Der Teufel, flüsterte er ihm ins Ohr: Du läßt auch vertenfelt auf dich warten, mein Sohn. Es scheint, als hättest du eben keine Eile, mein Sohn zu werden.

Allein der junge Graf sagte leise das Wort: mein Vater! aber desto kräftiger umarmte er den alten Martenay, und rief: ich bin unendlich glüklich! Er flog neben dem Alten die Treppe hinauf, daß der kaum nachkonnte. Es wird, sagte Martenay: einige saure Gesichter absetzen; denn meiner Tochter ist der Anschlag auf dich mißlungen. Der Teufel sucht dich auch unter dem Titel deines Haushofmeisters. Wir suchten dich noch, wenn mirs dein Vater nicht endlich geschrieben hätte, wer du wärest, mein Sohn.

Der Graf lächelte, und die Flügelthüren flogen auf. O Gott, rief der Graf mit erstickter Stimme: ich glüklicher Mensch!

Nun, verliebter habe ich noch Niemanden gesehen, sagte der Graf. Dies ist meine Tochter, sagte Martenay lachend, und zeigte auf ein Frauenzimmer, das der Graf nie gesehen hatte. Jezt erschrack er sehr natürlich; aber nur einen Augenblik. Er sah, daß man hier den Spaß noch wei-

ter treiben wollte, und er fand nun ebenfalls Geschmack daran, ihn so weit zu treiben, als möglich.

Er machte dem Frauenzimmer ein sehr frostiges Kompliment, und wendete sich sogleich wieder mit seinem Gespräche an Martenay. Es sammlete sich nach und nach ein kleiner Familienkreis. Martenay. verfinsterte das Gesicht. Er flüsterte dem Grafen zu: wie bist du nun jezt wieder? der Graf lachte laut auf. Endlich rükte der alte Martenay hervor. Eigentlich, meine Freunde, sollte es noch Anstand haben, mit der Erklärung, die ich jetzt thun werde. Meine Tochter hatte noch ein kleines Stückchen in Petto für den jungen Herrn, den Sie da sehen. Aber die Stückchen kann sie nachher spielen. Die Sachen in Paris gehen so fürchterlich und wir wissen so wenig, wie es morgen mit uns aussehen kann, daß ich eilen will, meiner Tochter einen Beschützer zu geben, dort in dem Sohne meines ältesten Freundes, des Grafen de la Claude. Nun ists an dir, Graf!

Der Graf lachte. Ihre Tochter, Herr von Martenay, wird aus mir das seligste Wesen auf der Erde machen. Er flog in Martenays Arme.

Und du, mein Dingelchen, hob Martenay wieder an, und führte den Grafen zu seiner Tochter. Gib ihm die Hand, ob er dir gleich noch nicht ein Wort gesagt hat.

Der Graf sprang lachend zurük, aber doch ein wenig vor Verdruß erröthend, daß man so weit

gehen konnte. Ich muß wohl, sagte er lachend, der Sache ein Ende machen. Ich liebe schon ein anderes Mädchen, als dieses. Meine Hand ist versagt.

Starr sah ihn Martenay an. Wie? rief er, du schlägst meine Tochter aus?

Ich schlage sie aus, ich nehme sie an, nachdem es kommt. Ein Bauermädchen hat das Versprechen meiner Treue. Er lachte laut.

Hören Sie, Herr Graf, sagte Martenay, ein alter, edler Militair, mit Ernst auf den Grafen eintretend: Ihr Lachen ist das Lachen eines Narren.

Ja, lieber Vater Martenay, antwortete der Graf noch lauter lachend: aber eines glüklichen Narren.

Ist der Mensch rasend? fragte Martenay, die Hand an das Degengefäß legend.

Ihre Tochter konnte an meinem Muthe zweifeln, Herr von Martenay, sagte der Graf kalt: aber Sie sollten es nicht, Sie nicht. Meynen Sie in der That, Herr, auch wenn ich Ihre Tochter nicht liebte, daß Ihre Stellung da mich zwingen würde, ihr ungetreu zu werden?

Martenay sah ihn starr und immer starrer an. Was redet er? fragte er. Versteht ihn einer von Ihnen allen?

Alle warfen bedenkliche Blicke auf den Grafen. Bursche, rief Martenay von einem schnellen Zorne

ergriffen, und zog den Degen, und in dem Augenblik trat des Grafen Vater in das Zimmer, der eben angekommen war. Er sprang sogleich zwischen seinen Freund und seinen Sohn. Dein Sohn ist ein Unverschämter, rief Martenay, den ich Sitten lehren werde. Sieh, er kommt, meine Tochter zu heirathen —

Ja, fiel der junge Graf ein, dazu bin ich hier. In der That treibt man hier einen Spaß zu weit. Er zog seinen Vater auf die Seite, und sagte ihm in ein Paar Worten, daß Martenays Tochter in der Gestalt einer Bäurin — er zeigte ihm das Portrait.

Ja, ja! so? so? hob der alte Graf an, und lachte laut auf. Das ist ein anderes. Er warf einen Blick auf Martenays vorgebliche Tochter, lachte noch ärger, und rief: er will deine Tochter, und will sie auch nicht. Kurz, er ist mit einem Bauermädchen verlobt.

Aber zu allen Höllenteufeln! schrie Martenay — Bruder, unterbrach ihn der alte Graf: du bist zu einem Komödianten verdorben. Man sieht dir ja den Spaß an, ha! ha! ha!

Ich bitte Sie, Herr von Martenay, rief der junge Graf: machen Sie ein Ende. Ich liebe das Bauermädchen, geben Sie mir Ihre Tochter!

Martenay stand wie erstarrt. Nicht ein Wort

mehr, rief er. Erkläre du dich, Alter. Erkläre dich, Bruder, ich werde rasend.

Der alte Graf riß seinem Sohne das Portrait aus der Hand, hielt es Martenay hin, und fragte: sieht das der da ähnlich?

Das ist Manon, sagte Martenay: wie kommt dein Sohn zu dem Bilde?

Zum Teufel, Alter! du hast mirs ja selbst geschikt. Besinne dich doch.

Jezt schlug Martenay eine laute Lache auf. Ja, rief er: jezt merke ich. Für den Teufel, da habe ich einen dummen Streich gemacht. Ich habe in der Eile die Portraits verwechselt. Aber — dein Sohn, hob er wieder an: ist doch ein Narr, denn er weiß ja, daß es ein Bauermädchen ist. Er weiß ja alles —

Nun zum Henker, ja, Herr von Martenay, sagte der junge Graf sogleich: ja ich weiß alles. Ich liebe dieses Mädchen, indem er auf das Portrait zeigte, ich bin mit ihr versprochen, in acht Tagen ist unsre Hochzeit, und ich bitte um Ihren Seegen.

Um meinen Seegen? der Teufel, er begreift noch nicht. Die Portraits, du Pinsel, sind verwechselt. Sieh, ich sahe nach, wo meiner Tochter Portrait liegt. Ich stehle es, weil da das Jüngferchen nicht will, daß du sie kennen sollst. Und nun ergreife ich das Portrait eines Bauermädchens, das ich seiner Schönheit wegen mahlen

ließ. Der Brief an deinen Vater sollte fort, ich hatte nur noch Zeit, das Bild einzusiegeln. Nein, Herzensgraf, das ist meine Tochter.

Aber wie, fiel der Vater des Grafen ein: was sagtest du, mein Sohn? versprochen? in acht Tagen, wie? deine Hochzeit?

Erblaßt stand der Graf da. Er sah alle der Reihe nach an. Mir schwindelt, sagte er endlich leise. Herr von Martenay, rief er jezt zornig: wo ist Ihre Tochter? welche ist es?

Ich, sagte jezt das Mädchen selbst und trat einen Schritt vor: ich bin Martenays Tochter. Wir waren für einander bestimmt, Herr Graf, allein —

Ihr seyd es noch! riefen die beiden Väter: gebt Euch die Hände.

Nimmermehr! nimmermehr! riefen beide Kinder, und traten jedes einen Schritt zurük. Der Graf sagte finster aber fest: ich liebe eine Bäurin; aber ich bereue den Irrthum nicht, der mich verleitet hat. Ich danke Ihnen, Herr von Martenay. Er wollte gehen. Sein Vater hielt ihn zurük. Willst du wohl, fragte er ernst, uns erklären, wie du so weit verleitet werden konntest, mein Sohn?

Gern, sagte der Graf mit ruhiger Heiterkeit. Er erzählte. Sehen Sie, sezte er nun hinzu: das Portrait, Ihr Brief, Herr von Martenay, worin

Sie schreiben, daß Ihre Tochter mir in eine Bäurin verkleidet, erscheinen würde, mußte bei mir jeden Zweifel wegnehmen, daß ich nicht Ihre Tochter in Manon liebte.

Ja, der Teufel, da hat er Recht, sagten sie alle lächelnd, ausser der alte Graf, er lächelte nicht. Er faßte seines Sohnes Hand und sagte: mein Sohn, hier steht Martenays Tochter. Sie wird einen Irrthum verzeihen, den —

Nimmermehr! sagten beide junge Leute. Der alte Graf verbeugte sich, und führte seinen Sohn hinab, er stieg mit ihm in den Wagen, und stumm fuhren sie beide nach Villoison.

Mein Sohn, sagte hier der Graf: du wirst doch nicht im Ernst daran denken, die Tochter eines Bauren zu einer Gräfin de la Claude zu machen?

Mein Vater, antwortete der Sohn sanft, aber ernst: ich habe daran nicht gedacht. Sie kennen mich. Allein jezt? ich liebe, ich liebe mit unbeschreiblicher Leidenschaft. Sie kennen das Bild des Mädchens. Wollen Sie sie sehen? mein Vater, sie würde einen Thron zieren. Martenay wird Ihnen sagen, daß Manon von ihrem Stande nichts als die fröhliche unschuldige Bescheidenheit behalten hat. Und jezt, mein Vater, da das Vaterland jeden Unterschied der Stände aufgehoben hat —

Ich hoffe nicht, daß du den Zufall gegen mich als einen Vernunftgrund geltend machen willst.

Nein, nur als einen Grund, sich leichter in etwas zu schmiegen, das Ihnen als ein Unglük erscheinen könnte.

Laß uns kurz die Sache abthun. Du wählst die Hand der Martenay, oder eines andern Mädchens deines Standes?

Nein, mein Vater. Ich wähle Manons Hand, oder nie eine andere.

Du bist hier Herr, unglüklicher Weise! sagte der Vater sich die Stirne reibend.

Das, mein Vater, soll Sie nicht hindern, alles zu thun, wozu Ihr Herz Ihnen die Erlaubniß giebt. Er zerriß den Kontrakt, der ihn von seinem Vater unabhängig machte. Noch finsterer stand der Vater da. Ich sehe, sagte er zulezt: du bist fest entschlossen, fest für die Befriedigung einer so vergänglichen, beschämenden Leidenschaft dein Vermögen, deinen Namen, deine Ehre, sogar deinen Vater hinzugeben. Ehedem hatten unglükliche Väter das Recht noch, ihre Söhne in einem Gefängniß zur Besonnenheit zu bringen; ich weiß, mein Sohn, daß ich das nicht kann; wenn du also ernsthaft willst —

O mein Vater, Sie würden gewis das Recht nicht gegen mich gebraucht haben? fragte der Sohn mit sanfter Stimme.

Du irrst, das würde ich, in seiner ganzen

Ausdehnung; denn ich traue meinem Sohne zu, daß er nach sechs Monaten über die jezige Minute anders und besser denken würde als jezt.

Vater, welcher Ort in Frankreich, oder Europa soll mein Gefängnis für sechs Monate seyn?

Die Armee, die gegen den Feinden unsers unglücklichen Vaterlandes über steht.

Aber Manon bleibt ungekränkt, Vater!

Was hat die Unschuldige verbrochen? Ich entschuldige sogar dich, mein Sohn. Darüber sey ruhig, mein Charakter bürgt dafür.

Und dann, wenn die sechs Monate verflossen sind?

Laß mir wenigstens sechs Monate lang Hoffnung, mein Sohn. Ich werde nie anders denken. Aber du eisest diesen Augenblick.

Und Manon? sagte der Sohn, die Hand an die Stirn legend.

Meinst du denn nicht, daß das Gerücht, du liebst sie, ich habe dich mit Gewalt fortschleppen lassen, sie erweichen werde?

Gut, ich reise, diesen Augenblick, sagte der Graf freudig. Er fand es sogar gut, das Herz seiner Geliebten zu prüfen. Er sezte sich zu Pferde. Ein Bedienter, sein treuester, begleitete ihn. Nach ein Paar Stunden stieß er in einer wilden Gegend auf eine Kapelle, und in dem Augenblicke hörte er Manons Stimme. Es war hier das Gnadenbild, nach dem sie pilgerte.

Er sprang vom Pferde, die Pilgerin kam ihm noch einmal so schön vor, da sie nun, ganz sie selbst, unschuldig, ganz Liebe, ganz Treue, ganz Aufrichtigkeit an seiner Brust lag, da er nicht mehr den Gedanken haben durfte, sie wolle ihn täuschen. Geliebte Manon, sagte er, und zog ihr Portrait, das auf seiner Brust hieng, hervor, und sie sank auf seine Knie. Dieses Portrait, Manon, hat uns verbunden. Höre mich nun! Ich bin der Graf de la Claude. Manon erblaßte, sie sprang voll Schrecken von seinem Schoose, und die schönen Augen füllten sich mit Thränen. Er erzählte dem Mädchen seine Begebenheit. Und jezt? sagte Manon, die Hand auf ihr Herz pressend; ich bin verlassen, da ich nicht Martenays Tochter bin. O Undankbarer, ich werde sterben; aber nicht hassen.

Der Graf umarmte sie. Er erzählte ihr die Unterredung mit seinem Vater. Und du willst mir treu bleiben? fragte sie mit leuchtenden Augen. — Treu bis in den Tod! rief der Graf. Sie schieden in Schmerz, in Frieden. Manon vollendete die Wallfahrt, für das Leben des Geliebten das Gnadenbild anzuflehen, dann kehrte sie weinend nach Hause, und der Graf ritt an die Gränze, er wurde Soldat.

Armer Claude, er kämpfte in Italien wie ein Held. Die sechs Monate waren fast verflossen, da stürzte er von der Kugel eines Kroaten ge-

troffen. Die Oesterreicher siegten. Man hob den Schwerverwundeten auf. Er wurde geheilt, und denn nach Ungarn in die Gefangenschaft geschickt. Zwei Jahre saß er auf einer Vestung. Endlich wurde er ausgewechselt. Er kehrte nach Frankreich zurük. Er flog nach Villoison. Die Güter seines Vaters wurden sequestrirt. Sein Vater war emigrirt. Er selbst wurde für todt gehalten. Alles war verändert. Martenay war ermordet, seine Tochter war entflohen. Ob sein Vater den Mördern, die ihn hatten tödten wollen, entkommen war, wußte niemand. Er flog nach Manons Hütte. Ein andrer Pächter bewohnte sie. Man wußte von Manon nichts, gar nichts. Alles, was er von ihr erfahren konnte, war nur dieses. Sie hatten in der Einsamkeit gelebt, still, eingezogen. Der alte Graf hatte nichts angelegentlichers zu thun gehabt, als sie zu verheirathen. Die schönsten Männer hatten sich um Manons Liebe beworben; aber vergebens. Manon hatte ihr erzählt, der junge Graf habe in Italien geheirathet. Man hatte sogar Anstalten gemacht, die Gemahlin des Grafen zu empfangen. Mahatte nur weinend gesagt: ich werde nie einen andern lieben, als ihn! Endlich kam der Bediente des jungen Grafen aus Italien zurück, und brachte die Nachricht von seinem Tode. Wie Manon den Bedienten selbst gesprochen hatte, wurde sie ruhig und heiter. Aber sie trug von dem Augen-

blick an schwarz, als wäre sie Wittwe. Sie sprach keinen Mann mehr, sie sang nur lauter traurige Romanzen, und ihr einziger Weg war zwischen den Felsen bei der Kapelle, wo sie den Geliebten zum leztenmale gesehen hatte.

Endlich war sie ganz verschwunden. — Es hieß, sie habe sich in die Duranze gestürzt, andre sagten, sie sey nach Italien gegangen, den Ort zu suchen, wo der Graf gestorben war. Der Vater war nach der Flucht seiner Tochter von hier weggezogen. Man wußte nicht, wo er war. Das war alles, was der Graf erfuhr. Ach, Manon hatte ihn bis zum Tode geliebet.

Er erhielt einen Theil seiner Güter zurück; aber er nahm keinen Theil daran. Finster gieng er umher, bis der Frühling ihn wieder zu der Armee rief. Er suchte den Tod, und der Tod floh ihn. Aber der Sieg folgte ihm überall. Er wurde Adjutant des Generals Moreau, dann stieg er bis zum General. Er liebte Manon noch immer. Ach, sie war todt, er betrauerte sie, wie sie ihn betrauert hatte, mit unendlicher Liebe, mit zärtlicher Treue.

Endlich wurde der Friede geschlossen, und der junge tapfere General bekam einen Auftrag an den Landgrafen von Hessen. In einem kleinen Städtchen hielt er auf der Rückreise an, die Pferde zu wechseln. Er fand Briefe von dem General, die er beantworten mußte. Sein Wirth,

ein gesprächiger Mann, wollte dem General die Zeit vertreiben. Er erzählte ihm, da der General ihm sein Vaterland genannt hatte, daß hier ein alter Franzose aus der Provence lebte, ein ehrwürdiger Alter, dem es kümmerlich gehe, und der umkommen müßte, ohne die zärtliche Hülfe seiner Tochter, die Puz mache.

Aus der Provence? sagt der General, und zieht seinen Geldbeutel voll Mitleiden. Es sind wenig Schritte bis dahin, sagt der Wirth. Der General läßt sich führen. Er öfnet die Thüre, wo der Franzose wohnt, und er erkennt, o Gott! seinen alten Vater.

Der Graf warf sich tief, tief vor seinem unglücklichen Vater in den Staub, und der alte Graf verliert in den Armen seines Sohnes seine Sinne. O lebst du, lebst du Claude? ruft der Vater triumphirend, und ihre Herzen brachen vor Schmerz und Freude. Sie müssen mit mir, mein Vater. Ich gehe nach Frankreich zurück. Sie müssen mit mir. Mein General liebt mich, und es wird keine Mühe machen, Sie aus der Emigranten-Liste wegstreichen zu lassen. Jezt gleich, ich habe nur noch einige Minuten Zeit.

Nein, mein Sohn, heute nicht. Unmöglich. Du weißt nicht, eine junge Französin ist meine Wohlthäterin, durch sie lebe ich, bin ich sogar heiter. Sie kommt erst heute Abend spät zurück.

Schreiben Sie ihr, mein Vater. Ich will hier einen bedeutenden Wechsel beilegen, der sie über alle Noth wegsetzen soll.

Nimmermehr, mein Sohn. Sie nahm sich meiner an, wie eine Tochter. Ich kann sie nicht ohne Abschied verlassen. Der General stellte dem Vater vor, wie sehr er Eile habe Aber nichts half. Der Vater blieb dabei, daß er erst seine Wohlthäterin sehen müsse.

Der Wirth schlug sich ins Mittel. er gab einen nähern Weg an nach Strasburg, wohin der General wollte, und dieser blieb.

Am Abend kam die junge Französin an. Der General schrie auf, Manon schrie auf. Sie war es, die treue, zärtliche, tugendhafte Manon war es.

Wie eine treue Geliebte hatte sie über den Tod des Geliebten getrauert. Sie betrachtete sich als seine Wittwe, als gehörte sie zu seiner Familie. Hundertmahl hat sie sich von dem Bedienten den Ort beschreiben lassen, wo ihr Geliebter gefallen ist. Dahin will sie, die Stelle, wo sein Blut strömte, will sie mit den Thränen der Liebe benetzen. Sie macht sich Mannskleider, sie macht die Geschenke, die sie bei Martenays, bei Lüsis bekommen hat, zu Gelde, und verläßt das väterliche Haus. Sie durchwandert allein, das furchtsame Mädchen, das südliche Frankreich, die schroffen Gebürge von Nizza erschrecken sie

nicht. Sie besteigt sie muthig. Auf diesen gefährlichen Wegen hört sie auf einmahl neben sich den Nahmen Graf de la Claude nennen. Sie erblaßt, sie will aufschreien. Es ist ein alter Mann, der auf einem Seitenwege neben ihr von einem alten Bedienten geführt wird. Sie erkennt den Bedienten, es ist des Grafen Bedienter, der Alte ist der Vater ihres Geliebten. Sie nähert sich furchtsam. Der Bediente kennet sie nicht. Sie bietet dem alten Grafen ihre Dienste an. Sie trägt einen Mantelsak des Grafen. So kommen sie nach Genua. Manon wird den beiden Alten unentbehrlich. Der Graf entdeckt seinen Nahmen dem jungen Burschen, und Manon schwört ihm ewige Ergebenheit.

Hier verläßt Manon ihre Gesellschaft, sie geht nach Bocchetta, wo ihr Geliebter fiel. Wie sie mit zitternden Lippen den Nahmen Bocchetta nennt, erkennt der Graf das Auge. Dort, sagt er: fiel mein Sohn! Manon geht, sie findet den Plaz, den ihr der Bediente tausendmahl beschrieben hat. Hier an diesen Felsen hat sich der Sterbende noch gelehnt, hier sank er hin. Sie sank bleich, ohne Thräne, die Hände ringend an den Felsen. Sie drükte ihr heises Herz in den Staub, der das Blut ihres Geliebten getränket hat. Hier bleibt sie drei Tage lang, vor Schmerz vergehend. Dann kehrt sie zu dem Grafen zurück.

Sie findet den alten Bedienten sterbend. Sie übernimmt sein Amt. Der Graf muß nach Deutschland gehen. Manon begleitet ihn dahin. Sein Geld ist verzehrt, seine Kostbarkeiten sind hin. Manon entdeckt ihr Geschlecht, und das Mittel, ihn zu erhalten, ihre Kenntniß in weiblichen Arbeiten, in Putz. Sie nimmt die Kleidung ihres Geschlechts wieder an, und so ernährt sie den Grafen, der sie für seine Tochter ausgiebt, drei Jahre lang. Sie theilet seinen Trübsinn, sie hat für ihn das Herz einer Tochter, die Ehrfurcht eines Bedienten, den Muth eines stärkeren Freundes, und die erheiternde Unschuld eines Kindes.

Manon! Manon! rief der General und er stürzte in ihre Arme. Du lebst? rief Manon: o ich Glückliche!

Manon ist es, rief der Alte. Manon, deine Geliebte! und du liebst sie noch, mein Sohn? und du liebst meinen Sohn noch, meine geliebte Tochter? O Gott! Gott! O geschwind gebt Euch die Hände, daß ich Euch segne, ehe die Freude mich tödtet. Er schwankte in der That in die Umarmung seiner Kinder.

Sie alle erzählten auf einmahl, fragten auf einmahl, jauchzten, weinten auf einmahl. Alles war vergessen. Der Wirth mußte zehnmal erinnern, daß die Pferde da wären. Sie reißten ab, die Glücklichen. Moreaus Schuz war stark

genug, dem Grafen die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland zu verschaffen Sie giengen alle drei in die Provenze zurück, und Madam la Claude ist der Stolz der Gegend, der köstlichste Schaz der beiden Grafen, das Muster der weiblichen Treue, und der zärtlichsten Mutterliebe.

Noch jezt trägt der General das Portrait seiner Manon auf einem treuen und liebevollen Herzen, und wenn es der alte Graf von ohngefähr erblickt, so zeigt er darauf, und sagt lächelnd: du mußt gestehen, mein Sohn, es war ein unendlich glücklicher Irrthum mit dem Portrait!

Die Erbschaft.

B * *

Deinen Brief habe ich, lieber Siegmund und die Geschichte des Briefes! ey nun! das geht wie an einem Fädchen. Da giebt meine Mutter, die auf einmal Hopfen und Malz an mir verlohren sieht, Dir den Auftrag, mir den Kopf zurecht zu sezen, mich wieder auf die Bahn der Ehre und des Glücks zurückzuführen. Seltsam genug, daß sie das, was ihr die kindliche Liebe versagen muß, aus der Hand der Freundschaft erwartet. Du siehst daraus, wie ich, daß sie mich nur bereden will, wie im Grunde die Weiber alle. Deine

Gründe, guter Freund, sind fast noch schlimmer. Denn was du daher plauderst von der glänzenden Laufbahn, die mich erwartet, von meinen Talenten, von meinem stolzen Geiste, von meiner Anlage, Gott weiß, zu welchen hohen Stellen, sind Dinge bei denen Du selbst gelacht hast, wie Du sie schriebest. Die glänzende Laufbahn? Pah! Privatsekretair beim Minister, eigentlich Hofmeister seines verzogenen, mißrathenen Sohnes, dazu hätte mich meine Mutter gern gemacht. Er ist doch Minister, sagte sie mit einem von Hofnung glühenden Gesicht: und wer weiß, Ludwig? — In diesem wer weiß? liegt die ganze glänzende Laufbahn.

Womit käme nicht die Phantasie einer zärtlichen Mutter zurecht? Sekretair, Rath, Geheimer Rath, Minister selbst: das sind die Stufen, die ihre mütterliche Liebe so bequem macht, daß ich nur den Fuß zu heben brauche, um sie hinan zu fliegen, wie die Stufen vor unsrer Hausthüre.

Meine Talente? muß ich doch lachen! Eins besonders darunter, von dem Du immer sagtest, es würde mich zu Falle bringen, und wenn das Glück mich noch so hoch und sicher stellte, das Talent, jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen. Oder meinst Du, denn meine Mutter läßt sich gar nicht drauf ein, ich sollte um dieses wer weiß? schweigen, mich bücken, lächeln lernen, wenn ich reden, zuschlagen und vor Schmerz

schreien möchte? Meinst Du du das? Ich passe nicht dahin, das weißt Du so gut als ich.

Aber deine Jugendträume, schreibst Du: die heißen Wünsche deiner Brust, waren sie je etwas anders? Ich konnte antworten: eben darum, es waren Träume, und darum nichts. Aber das will ich nicht. Hm! Ja! Ich träumte so, ich wünschte dies: das gefährliche Ziel stand mir zu nah, zu niedrig. Meine Phantasie flog hoch hinauf. Ja! aber vergiß nicht, daß der große Alexander sagte: wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes seyn. Diese Paar Worte sind ein lebendiges Gemälde jedes jungen, edlen, warmen Herzens. Alexanders und aller Helden Leben, Diogenes Tonne und Robinsons Einsamkeit gelten dem Jünglinge gleichviel. Er will nicht steigen, er will handeln, und unabhängig handeln. Das that der Mazedonier, Diogenes und Robinson. Wer etwas anders will, nun, mit dem streite du, so lange Du willst. Geßners Schäfer zogen uns eben so stark an als Plutarchs Helden Der Jüngling will nur die Fesseln abschütteln, die Kleinstädterei, Eigennutz, die Form des Lebens ihm anzulegen drohen.

Jünglinge von diesem Schlage, welche dies Jammerthal mit lauter Brutus, Aristiden, und Porzien bevölkern möchten, die werden nur Sekretaire um den Minister anzuklagen, oder Minister um die Zeit des guten Vater Saturns zu-

rückzubringen. Und somit hat mein Ehrgeiz mit dem Wunsche meiner Mutter nichts zu theilen. Sie will, ich soll mit ein Paar Steinen, die mir das Geschick gegebeu hat, den Grund eines grossen prächtigen Pallastes legen, und warten ob nicht ein Vielleicht das Haus ausbauet; sieh, und ich gebrauche gerade mein Paar Steine zu einer fast ganz fertigen, bequemen, lieblichen Hütte, wohin mir das Glük des Lebens winkt. Aber! sagt meine Mutter. Aber! sage ich. Meine Mutter ist nicht zu bereden, daß Glück Glück ist, und daß das Gelüste einer schwangern Frau nach neuen Heringen im Winter, kein Hunger ist. Equipage, ein Paar Bedienten, ein stolzer Titel, ein Orden gehören ihr so ganz eigenthümlich zum Glücke mit; denn sonst — sagt sie: wäre ja jeder Bauer glücklich, und die nackten Wilden auch.

Guter Gott, liebe Mutter, sage ich: darum eben, eben darum!

Eben darum, sagt Sie erhizt: wie der Mensch reden kann! So könnte ich ja auch glücklich seyn!

Und das sind sie ja, liebe Mutter, rufe ich, und schlinge meinen Arm um sie, und meine Schwester, und mein Vater umarmen sie, und in ihr Auge treten Thränen der Freude, die wenige Minister kennen. Aber! sagt sie eine Minu-

te nachher. Aber! sage ich, und wir sind wieder am Anfange.

B * *

Veränderlich wäre ich? das meinst du? Nein, bessrer Rath kommt über Nacht. Das ist alles. Hier hast Du das Faktum wahr und richtig. Meine Mutter ist die Tochter eines Mannes, des Hofraths Bornscheid, in dessen Hause die unsichere Sage sehr wirksam ist, daß die Bornscheids ehemals adelich gewesen sind. Diese Sage kommt dem natürlichen Hochmuthe des Hofraths zu Hülfe. Er ist reich. Er macht einen Aufwand über seinen Stand, sogar über sein Vermögen. Seine Kinder, meine Mutter und ein Sohn, werden in diesem gefährlichen und heimlichen Glauben an den verloren gegangenen Adel des Hauses erzogen. Der Sohn wird Offizier, er muß aber sehr bald fühlen, daß, troz seinen Talenten und seinen Kenntnissen, es ihm an der Urkunde seines Adels fehlt. Er wird durch den Reichthum seines Vaters gewaltsam gehoben, und eben so gewaltsam zurückgesetzt durch den Mangel der Geburt. Alle seine Kameraden sind um destomehr seine Feinde, als er ihnen an Geschicklichkeit überlegen ist. Er muß sich mit Degen und Pistolen Raum machen. Dies fällt unglücklich aus. Sein Gegner fällt, und meiner Mutter Bruder verschwindet. Meine Mutter will wissen, daß er in Diensten Hollands in Asien

oder Amerika unter einem andern Namen in Ehre und Reichthum lebt. Eine neue Sage, die oft auch wieder unser Haus mit dunkeln Wolken bedeckt.

Meiner Mutter Hand ist mit dem ganzen Vermögen ihres Vaters der Hand eines Adlichen bestimmt. Hier mischt sich die Liebe ins Spiel. Meine Mutter lernt meinen Vater kennen, und liebt ihn. Die Liebe gleicht alles aus. Der Hofrath muß seine Einwilligung in diese Verbindung geben, weil er — ein Bettler geworden ist. Sein Aufwand hat ihn arm gemacht. Meine Mutter fühlt sich die ersten Jahre ihrer Ehe recht glücklich, obgleich mein Vater nur Renntmeister ist, und bleibt. Auch konnte der Hochmuth meiner Mutter nicht wieder so gewaltsam hervorbrechen; er war gar zu unnatürlich in der Verbindung mit meinem Vater geworden, dessen Vater nichts als ein ehrsamer Handwerksmann war. Aber der Hochmuth war dennoch da. Er nahm nur eine andere Gestalt an. Der reiche Oheim in Ostindien ohne Erben rechtfertigte den Aufwand, den meine Mutter machte, zu dem kaum die Einnahmen hinreichten; meine Talente rechtfertigten die Wünsche und die Hofnungen meiner Mutter, mich steigen zu sehen. Ein Verwandter meiner Mutter wußte ein Mittel, den Minister für mich einzunehmen. Ich sprach ihn. Mein

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

freies Wesen gefiel ihm. Wir sprachen über Erziehung, dann über die Erziehung seines Sohnes, der misrathen ist. Man hat den jungen Menschen zu lose und zu fest gehalten, beides an unrechten Orten. Ich mache mit dem jungen Menschen eine kleine Reise, von der er, weil es ihm etwas neues war, seinem Vater ein hübsches Reisejournal mitbringt. Der junge Mensch war nicht ohne Kopf. Der Vater staunt, er hält mich für den Wundermann, der ihm den Sohn wieder ins Gleis zurückbringen wird. Ich gehe indeß nach Hause. Der Minister schreibt mir, natürlich sehr artig; denn er wollte mich, ich nicht ihn.

Meine Mutter liest den Brief, ihre Augen funkeln, ihre Wangen glühen. Nun kommt ihr: wer weiß, Ludewig? dein Oheim, sein Reichthum, der Minister, deine Talente. Die Leiter ist fertig, die zu Ehre, Rang und Titel führt. Ich fühlte gar keine Lust; denn mir war gar nicht entgangen, daß der junge Mensch sich von mir imponiren ließ, weil er nur mein Begleiter war Sein Stolz war ein paarmahl sehr grell hervorgesprungen. Aber ich hatte nichts anders zu thun, die Verbindung war abzubrechen, sobald sie mir lästig wurde, und ich konnte den heissesten Wunsch meiner Mutter erfüllen. Ich sagte ja. Der Minister machte indeß eine Reise, die unsre Unterhandlung unterbricht. Ich machte Bedin-

gungen, die man ein wenig anmassend fand. Ich wollte der ältere Freund des jungen wilden Menschen seyn, der also das Recht hat zu befehlen, wenn rathen nicht hilft, nicht sein erster Domestik. Man gab mir zu bedenken, der Sohn des Ministers! Es verzögerte sich: eine zweite Reise des Ministers, die eine zweite Unterbrechung giebt.

Indeß kam besserer Rath über Nacht. Ich wußte etwas anders und bessers zu thun, als der Kontrolleur der wilden Streiche eines verzogenen Jünglings zu seyn; denn mehr würd' ich nicht werden. Der Minister fieng mit neuer Hitze die Unterhandlung wieder an; denn er fand tausend Thaler Schulden für seinen Sohn zu bezahlen, wie er zurückkam. Ich blieb nur auf meinen ersten Forderungen. Das fand man doch ein wenig insolent. Der Vater, hieß es, würde mich schon gegen alle Mißhandlungen des Sohns zu schützen wissen. Da redete ich frei, daß ich durchaus selbst mein Beschützer seyn müsse, und so weiter, was du billigen wirst.

Man brach ab, um wieder anzuknüpfen Jezt ist es ganz vorbei. Ich habe denn nein gesagt.

B * *

Du vermuthest, es stecke noch etwas dahinter. Getroffen, mein Liebster, getroffen! Obgleich die Sache auch so natürlich genug ist. Es stekt etwas dahinter, was ich auch dir nicht vorenthalten will, und zwar ein ganz gefährlicher Liebeshandel. Nur

bedinge ich mir zuvor aus, daß du mir ein wenig zuglaubest, ich sage die runde baare Wahrheit. Ich weiß recht wohl, daß jeder junge Mensch seine Geliebte vergöttert, daß das Rosenlicht der Liebe, in dem er wandelt, das Wiederstrahlen von dem Glanze eines Engels seyn muß, daß er in dem Mädchen welches er liebt, ungesehene und unerhörte Wunder bestaunt. Auch ist das mein Fall, so gut wie jedes Jünglings. Der wundervolle Himmel der Liebe hat mein Leben verklärt, eine bezauberte Welt liegt vor meinen Blicken, ich wandle in dem Paradiese voll Unschuld, voll der reinsten Tugend. Eine unendliche Kraft flammt in meiner Brust, die Ewigkeit ist vor mir aufgethan. Und alle diese Wunder bringt ein Blick eines sanften Mädchenauges, und ihr Händedruck hervor.

Da hast du mich. Ja! den armen Sünder, der die Gespensterfurcht tausendmal verlachte und nun selbst vor einem Schatten zittert. Mag die Natur die Gewalt verantworten, mit der sie alle lebenden Wesen an die Erhaltung des Geschlechts treibt. Ich will nicht mit ihr rechten, und wie viel Wahrheiten sind denn, die so hoch, so lange beseligen als dieser süße Traum? Und recht genau im Lichte besehen, was ist denn im ganzen Leben mehr als ein Traum?

Aber ich weiß doch, daß auch dies ein Traum ist, wenigstens in gewissen Augenblicken, und so

ziehe ich von diesem Himmel, von dieser Seligkeit, von dieser unermeßlichen Zahl ab, wieder ab, zerbreche den Zauberstab der Liebe, verhülle den lichten Himmel, der mich blendet, zertrümmere das Paradies meines vollen Herzens, und was dann dem kalten beobachtenden Auge übrig bleibt, ist noch immer ein Paradies, ein hohes irdisches Glück, nach dem mein Herz sich sehnt, nach dem meine Arme sich ausstrecken. Ich nehme dem Mädchen die strahlende Krone der Liebe vom Haupte, ich reisse sie herab aus dem Meere des Morgenroths, in dem sie schwebt. Ich verhülle sie in das Gewand des dunkeln Lebens, aber dennoch ist sie, und bleibt ein liebenswerthes Weib, eine gute Seele voll Güte, Vertrauen, Treue und Liebe, der ich nicht mehr Fehler zu gute halten darf, als sie mir.

Oder soll ich gar nicht lieben? Oder giebt es gar kein weibliches Wesen, dessen Tugenden die Liebe eines Mannes rechtfertigen? Sprich!

Und hier hast du nun, was ich sah, bemerkte, beobachtete, genau, und wahr, wie die Beobachtung eines Zergliederers, der nur zeichnet, was er sieht. Ich hoffe, du traust mir zu, daß ich wenigstens im Anfange gesehen habe, was du jezt lesen sollst.

Ich war in Magdeburg, die Revüe zu sehen. Der erfrischende frühe Morgen, die erquickende Mailuft, das glühende Morgenroth, die Sonne, die hinter einem lichten Schleyer von Frühnebel

glühend, nicht blendend aufgieng, die Stille um mich — ich war einer der Ersten, der da war — hatten mich erweicht. Meine Brust war voll eines weichen, wehmüthigen Gefühls ohne Gegenstand. Ich stand einsam auf der weiten Haide an einen einsamen Baum gelehnt. Auf einmal traf mein Ohr die weithertönende kräftige Musik der anrückenden Regimenter. Jezt blizten die Waffen von der Höhe hervor. Nahe wirbelte Musik, die hundert Trommeln, die Trompeten, und der klingende, donnernde Marsch der Kavallerie, die Ebne bedeckte sich mit fröhlichen Menschen.

Wer kann eine Revüe sehen und nicht kräftiger fühlen, daß er ein Mensch ist? Ein frohes Beben wurde die Wehmuth meiner Brust. Das Getöse, die Masse fröhlicher, jugendlicher, starker Menschen, der Donner der Kanonen, das verwirrte, wilde, und doch so muthige Getön der verschiedenen Musik, das kraftvolle Große, was in der furchtbaren Ordnung der Soldaten liegt, das alles hob mich auf den höchsten Punkt eines stolzen, frohen Selbstgefühls. Meine Brust erweiterte sich, wie meine Seele. Ich konnte nicht allein bleiben. Ich suchte irgend einen Menschen, dem ich die Hand drücken könnte, dem ich sagen könnte: Wie wohl ist mir! Ich war in einem frohen Rausche.

So war ich an einen Trupp junger Leute gekommen, bei denen ein alter Prediger war.

Man schien etwas ähnliches zu fühlen als ich fühlte. Man lachte, man scherzte lauter und vertrauter als gewöhnlich. Ich mischte mich in das Gespräch, wie ein Fremder es konnte. Ich kannte Niemanden von ihnen. Ich gab mir das Ansehen, als ob ich recht gut Bescheid wisse, wo man am sichersten sehen könne. Die Mädchen waren sehr furchtsam vor der Reuterei.

Sieh unter dem Haufen Mädchen stand sie, von der von nun an noch oft in meinen Briefen die Rede seyn wird, wie ein höherer Geist unter geringen, wie eine Königin unter ihrem Hofe. Sie sprach weniger als alle andere, aber ihr Auge strahlte von einem höhern Feuer, ihre Wange von höherm Roth, ihre Brust hob sich in stolzem Gefühle. Mir ist, sagte sie auf eine Frage: als wäre das alles (sie bezeichnete den Himmel mehr als die Erde) das alles mein!

Dann würden Sie recht befehlen, sagte ein Mädchen. Nein, sagte sie ohne das Auge von dem Himmel abzuwenden: Befehlen? Mir ist, als bedürfte ich von heute an keines Menschen wieder, als hätte ich alles, wenn ichs nur dächte. Befehlen nicht! Mir ist, als könnte ich so wenig einem andern gehorchen als befehlen.

Ich erkannte in den Worten mein eigenstes Gefühl. Ich fühlte mich zu frei und zu groß, um mir befehlen zu lassen und zu befehlen. Ich suchte ihr meine Gedanken aus einander zu setzen. Sie

hörte mit sinnender Lust zu. Sie gab mir, oder vielmehr ihren eigenen Gedanken, Beifall mit einem lächelnden Blicke, mit einem leichten Kopfnicken. Man fühlt, sagte sie zuletzt so natürlich, als sähe ich ihre Gedanken in ihrer Seele werden: man fühlt, und wir Mädchen besonders, so selten, was der Mensch ist. Sie deutete auf das Gewühl der Menge. Ich verstand sie. Sie sprach fort, natürlich, ohne allen Schmuck. Keine Wort war gekünstelt. Ich sehe, fuhr sie fort, so etwas zum erstenmal, und darum — sie legte die Hand auf die Brust und schwieg. Und darum? fiel ich fragend ein.

Ich bin, sagte sie mit einem lieblichen Lächeln, sonst so blöde, daß zehn Menschen in einem Zimmer mich stumm machen, und hier bin ich so muthig, ich glaube ich könnte mit dem Könige reden, wie mit meiner Mutter.

Wir waren ein wenig vor ihre Gesellschaft vorgetreten. In dem Augenblick sprengten ein Paar Feldjäger zwischen die Menge, um sie aus einander zu treiben, weil die Kavallerie hieher ihren Angriff machen sollte. Ich faßte ihre Hand; in dem Augenblick aber drängten sich hunderte gewaltsam um uns. Man stürzte zusammen, aus einander, man schrie. Wir waren von ihrer Gesellschaft getrennt. Man schrie, man flog, der anrückenden Reuterei zu entgehen; ich zog das Mädchen sanft aus dem Gedränge auf eine Höhe, wo

ein Paar Bäume dicht neben einander uns Schutz gegen alle Gefahr gaben, ein Ort, den ich mir schon vorher ausgesucht hatte, um von hier ab die Reuterei zu sehen.

Die Menschenmasse verbreitete sich schnell über die Ebene, die Feldjäger trieben sie, und die Reuterei rückte langsam vor. Wir sind doch hier in keiner Gefahr? fragte das Mädchen schnell. In keiner, sagte ich lächelnd auf die Bäume zeigend, und die Kavallerie rückte im Gallop heran. Sie sah muthig hin. Aber auf einmal schwenkte die Kavallerie sich, gerade auf uns zu. Sie erblaßte. Ganz sicher! rief ich, und sie drängte sich an mich, Brust an Brust gedrückt standen wir da, da die Reuterei auf beiden Seiten an uns wegjagte.

Wir waren ganz vollkommen sicher: es war indeß doch ein ganz eigenes Gefühl, auf einmal mitten in diesem wilden Tumulte zu seyn. Ach! sagte sie mit einem tiefen Seufzer sich erhohlend. Eine schöne Röthe kehrte auf die blassen Wangen zurück. Sie lächelte. Ich wußte, sagte sie, daß ich sicher war, und doch! Sie sezte sich auf einen Stamm, und sah der Kavallerie nach.

Sie gebrauchte einige Zeit sich zu erhohlen. Wie sie aufstand, bot ich ihr den Arm, um sie zu ihrer Gesellschaft zu führen. Die Regimenter waren auf dem Marsch ins Lager. Wir suchten, und suchten; aber ihre Gesellschaft war durchaus nicht zu finden. Sie wissen doch, fragte ich: ob

Ihre Gesellschaft den Mittag im Lager bleiben wird?

Nein, antwortete sie: wenn Sie es nicht wissen.

Ich? wie sollte ich das wissen? Ich kenne Niemanden von Ihrer Gesellschaft.

Mein Gott! sagte sie erschreckend: Niemanden? Wie geht das zu? Wie soll es denn werden? Sie waren ja aber in der Gesellschaft?

Nun kam es zu einer Erklärung. Sie kommt, eine Verwandte, die Tochter eines Predigers, zu besuchen, den Abend vor diesem Tage in einem Dorfe, etwa zwei Meilen von dem Revueplaze an. Ihre Freundin ist eben im Begriffe abzufahren, um die Revue mit anzusehen. Sie muß mit. Die beiden Mädchen plaudern unterwegs von tausend Dingen, schlafen ein Paar Stunden, kommen in der Frühe bei einem Prediger an, der Herr Vetter genennet wird. Man sezt sich sogleich wieder in einen Wagen, um nach der Revue zu fahren. Es sind mehrere Fremde da, die sich alle mit Verwandtschaftstiteln begrüßen. Sie hat den Namen des Predigers und des Dorfes entweder nicht gehört, oder vergessen.

Das erzählte sie mir mit immer wachsender Verlegenheit. Denn immer mehr fieng sie an die Unmöglichkeit zu übersehen, wieder zu ihrer Gesellschaft zu kommen.

Ich erwartete nun ein unnützes Angstgeschrei.

Aber nein. Sie blieb sinnend vor mir stehen, und sagte: ich sehe gar kein Mittel, dieser Verlegenheit abzuhelfen. Und Sie? fragte sie und wendete den unschuldigen Blick voll eines kindlichen Zutrauens zu mir. Ich fragte nach der Dauer der Fahrt von dem Prediger bis ins Lager. Sie schwankte zwischen ein Paar Stunden. Sie wußte gar nichts von den Familienverhältnissen des Predigers, bei dem sie gewesen war: denn es war eine grosse Menge Menschen, und eine grosse Unruhe in dem Hause gewesen.

Sie glaubte doch endlich zu wissen, daß man hatte im Lager essen wollen. Wir fingen also an, das Lager die Kreuz und die Quer zu durchstreifen. Wir besuchten alle Zelte, wo Menschen, die nicht zum Militair gehörten, sich aufhalten konnten; vergebens. Ich versuchte alles, was möglich war, uns Licht über den Namen des Dorfes zu verschaffen, wo ihre Freundin mit ihr hingereist war. Vergebens.

Jezt fieng meine Verlegenheit an größer zu werden als die ihrige. Das Aufsuchen ihrer Gesellschaft hatte sie so zerstreut, daß es ihr kaum einfiel; es wurde Abend. Ich fragte, ob sie in Magdeburg einen Bekannten habe, der sie die Nacht aufnehmen könnte? Sie hatte keinen, in der ganzen Gegend keinen. Meine Frage vermehrte nur ihre Aengstlichkeit. Sie wollte mit neuer Heftigkeit wieder zu suchen anfangen,

wahrscheinlich um sich nur von der unangenehmen Gegenwart zu befreien. Ich erklärte ihr aber, daß unser Suchen ganz vergebens seyn würde, und daß wir viel dringender einen Entschluß für die Nacht zu fassen hätten. Sie stand still, das schöne Köpfchen sank nachdenkend auf die Brust. Sie schüttelte ihn betrübt mehrere male. Aber mein Gott, sagte sie auf einmal: ich bin doch gewiß unschuldig an dem Vorfalle, und an der Angst der Menschen, die nicht wissen, wo ich geblieben bin. Sie wiederholte mir die ganze Begebenheit Umstand vor Umstand, mit großem Eifer, um mir und sich selbst zu zeigen, daß sie ohne Schuld war. Wenn nur, sezte sie hinzu, die Menschen wüßten, daß ich in gar keiner Gefahr bin; daß ich am Ende — denn nach Sandleben kann ich doch am Ende zurück, wenn wir hier niemanden finden, der uns etwan sucht.

Aber es wird Abend, sagte ich: es wird Nacht, liebes Kind, und wir müssen irgend wo bleiben.

Ja, irgendwo, antwortete sie ruhig: oder macht das Schwierigkeit? Sie sah mich hell und höchst unschuldig an. Ich sehe nicht, warum ich Sie beunruhigen sollte. Das nicht, sagte ich eben so ruhig: wir werden hier irgendwo in einem Dorfe unterkommen, hoffe ich.

Wäre es auch nur in dem ersten besten Bauer-

häuschen, und könnte man nicht von da einen Boten nach Sandleben senden?

Das war das Simpelste; wäre mir das den Morgen beigefallen, wir wären nicht in Verlegenheit gerathen. Das geht, sagte ich: recht sehr gut. Wir giengen nach dem nächsten Dorfe, das nicht besetzt war. Ich kaufte im Lager eine Flasche Wein, ein Paar Zitronen, Zucker, und so traten wir unsere Reise an.

Es war ein schöner Abend, die Musik des Lagers verscholl hinter uns in schönen lieblich sterbenden Tönen, und die Töne der brütenden Nachtigallen begleiteten uns aus einem Ulmengange, an dem wir hingiengen. Das Mädchen gieng neben mir her, die frische Röthe der Anstrengung auf den schönen Wangen. Die Sonne gieng hinter uns tiefer hinab. Nun nahm sie einen Strohhut ab, und so rollten reiche blonde Locken von dem Haupte hinab über die Schultern und über den Rücken, und wurden das leichte Spiel des Abendwindes. Sie strich die Locken von der Stirn zurück, und ich sah nun zum erstenmal ganz frei das schöne Gesicht. Ein lebendiges Weiß, nicht die todte Zimmetblässe unserer Damen, nein, als ob die Morgenröthe ihren Glanz auf einem Schneehügel spiegelt, war die Farbe ihres Gesichts, des Halses, der Stirn, und aus dem athmenden Schnee der Wangen blüheten ein Paar Purpurrosen hervor, mit lieb-

lichen Grübchen. Das Kinn war in Rosenroth getaucht, in ein helleres Roth die feinen, frischen, lächelnden Lippen.

Sieh, nun betrachtete ich sie erst, und ein Himmel lächelte aus den hellblauen Taubenaugen hervor auf mich. Ich gieng einige Augenblicke hinter ihr, um mich an der schönen, schlanken, beugsamen, lebendigen Gestalt zu weiden. Sie war himmlisch schön, und wurde in jeder Bewegung schöner, wenn sie das Auge gegen die untergehende Sonne wendete, lächelnd und sehnsuchtsvoll, wenn sie auf den Schlag der Nachtigallen horchte, entzückt und fröhlich, wenn sie eine Schlehenblüthe abbrach, und sie an ihre Brust steckte.

Und diese Fülle der Gesundheit, (Du siehst, ich war nicht ausser mir) sie hatte eine Nacht nicht geschlafen, sie war den ganzen Tag fast, und voll grosser Unruhe, umher gelaufen, und sie war heiter, rasch, fröhlich sogar. Und diese Unschuld, diese unbesorgte, arglose Unschuld, die ihr ganz verbarg, daß sie in der Gewalt eines jungen Mannes war! das alles machte mich gar nicht wehmüthig, nicht zu einem empfindsamen Kopfhänger. Es öfnete mein Herz gewaltig. Ich war frei, heiter, ich könnte sagen, ausgelassen, muthig, kühn. Ich war ein Mann. Ich liebte das schöne Mädchen, aber diese Empfindung war rein, eben so guter Natur als die Stimmung

meines Kopfes und meines Herzens. Ich war im Frieden, in Uebereinstimmung mit mir selbst. Ich fühlte das sehr kräftig, und dennoch sprach ich mit ihr, erst von der Schlehenblüthe vor ihrer Brust, dann von dem blauen Bande auf ihrem Hute, Possen und sie genügten mir.

Nahe am Dorfe aber blieb sie stehen, sah mich an, und sagte: aber man wird uns fragen, wer wir sind. Wir waren entschlossen, ein Nachtquartier beim Pfarrer zu suchen. Da stand ich wieder in der wirklichen Welt. Ich sah schon die grinzende, hohnlachende Miene des Pfarrers, wenn wir ihm unser Abentheuer erzählten, wie die dunkle schmutzige Wolke des Verdachts über meinem reinen, geistigen Himmel verfliegen würde. Freilich, sagte ich mit gerunzelter Stirn: man wird uns fragen, wer wir sind, liebes Kind, und man wird am Ende unsre Erzählung nicht glauben. — Freilich! sagte sie recht kindlich unschuldig: ich würde es selbst nicht glauben, wenn ich es nicht erlebt hätte.

Und was wird man denn glauben, wenn man die Wahrheit nicht glaubt? fragte ich.

Etwas schlimmers doch wohl gewiß nicht? Auch wüßte ich nicht, was? sagte sie nachsinnend.

Gutes Kind, Sie wissen nicht, wie böse die Menschen selbst sind. Ein junges schönes Mädchen in der Gesellschaft eines jungen Mannes, so

spät Abends, die nicht einmal von einander wissen, wie sie heissen.

Ja, das ist doch aber auch wunderbar, daß wir das noch nicht von einander wissen. Wir könnten sagen, wir wären Verwandte.

Wir wären Bruder und Schwester. Eine weitere Verwandtschaft wäre noch schlimmer als gar nichts.

Sie sann nach. Sie haben Recht, sagte sie nach einer Pause: das wäre noch schlimmer. Aber bei Bruder und Schwester fiele die ganze Erzählung weg. Wir hätten beide nicht gewußt, wer unsre Begleiter wären? denken Sie. Wer könnte nun gar das glauben?

Mir fiel in dem Augenblicke ein, wie viel Schlimmes ein Mensch aus unserm späten Erscheinen herausdeuten würde. Ich dächte, sagte ich, wir suchten bei dem ersten Bauer dem besten ein Nachtlager, nennten uns Bruder und Schwester, und morgen begleitete ich Sie nach Sandleben oder dahin, wo Sie wohnen. Wo wohnen Sie denn?

Bei B** in Neuhof. Mein Gesicht verklärte sich, denn sie wohnte eine halbe Stunde von B** Und Sie sagten, fuhr ich fort: daß Sie einen Verwandten getroffen, der Sie nach Neuhof zu Ihren Eltern gebracht habe.

Zu meiner Mutter, verbesserte sie. Sie ist Predigers Wittwe. Das lezte ist das beste. Ich

könnte von Neuhof aus an meine Kusine schreiben, wie sie sagten. Es ist wirklich eine einfältige Begebenheit, und doch bin ich nicht einen Augenblick böse darüber.

In der That, liebes Kind? Ich halte diesen Tag für einen der frohesten meines Lebens. Ich drückte ihre Hand, sie lächelte ein wenig verlegen.

Wir kamen an das Dorf, auswärts stand ein einzelnes Haus, vor der Thüre saß ein alter Mann, mit einem gutherzigen Gesicht.

Vater, sagte ich: wir kommen von der Revüe, und suchen ein Nachtlager. Der alte Mann stand auf, und das Mädchen blieb in glühender Schamröthe entfernt stehen. Bruder und Schwester! Das glaubte ich in sehr leisen Tönen von ihrem Munde zu hören

Nur herein! sagte der Mann, mir die Hand schüttelnd. Wir fanden ein Bett; aber weiter nichts. Seine Frau war bei zwei Söhnen im Lager. Sichtlich hatte das schöne Mädchen ihre Unbefangenheit verloren. Sie saß stumm, verlegen und erröthend da. Aber nach einigen Minuten, in denen der Bauer uns die Geschichte seiner ganzen Familie vom Aeltervater an erzählt hatte, und zwar mit der arglosesten Treuherzigkeit, hatte sie ihre zutrauliche Frölichkeit wieder. Sie wurde sogar, da ihr der alte Mann erklärte, sie müsse das Amt seiner Frau übernehmen, wenn wir essen

wollten, heiter. Mit Freuden, sagte sie: und ich habe recht sehr grossen Hunger.

Sie gieng sogleich mit dem Alten hinaus, die Küche zu besorgen. Nach zwei Minuten sah ich sie mit einer Schürze der Wirthin am Brunnen stehen, um Wasser herauf zu ziehen. Ich sprang hinaus ihr zu helfen. Ich trug ihr den Eimer in die Küche, wo schon ein helles Feuer loderte. Mitten unter einer raschen Geschäftigkeit erzählte sie mir, daß der Alte ermüdet sey und sich niedergelegt habe. Aber, sezte sie lächelnd heiter hinzu; ich als die Hausfrau weiß, wie alles werden soll, und wenn ich meines Bruders Lieblingsgericht wüßte, fuhr sie mit unbeschreiblicher Lieblichkeit fort.

Dieser Anblick der häuslichen Geschäftigkeit ergriff mich mehr als alles andre von ihr. Ich hätte die weissen Hände, die geschäftigen Arme, die sie aufgestreift hatte, küssen mögen, ich hätte die liebliche Gestalt an meine Brust drücken mögen. Ich legte Holz an das Feuer, um meine Phantasie abzuleiten. Nein, nein, sagte sie lachend, mir das Holz aus der Hand nehmend: fort ins Zimmer. Hier bin ich Herr! Ich gieng gehorsam. Aber ich war darum nicht besser daran. Im Zimmer baute ich sogleich meine eigene Hütte, in der sie als Hausmutter figurirte. Ich versank in süße Träumereien, die meine Brust mit einer mächtigen obwohl stillen Sehnsucht füll-

ten. Ich fühlte, ich wünschte ihr sagen zu können, daß ich sie liebte; aber ich fühlte auch, daß ich sie dann um ihre Unbefangenheit bringen würde. Nein, rief ich leise, und öffnete ein Fenster, um mich zu zerstreuen: meine Phantasie soll den Bund der Liebe nicht schließen. Ihr Herz soll es thun, nicht ich! das war mein fester Vorsaz, aber nie fühlte ich mich so schwach als in dieser Stunde. Ich mußte mir hundertmal den Vorsaz erneuern, ich mußte mir ihn sogar selbst mit Schwüren versichern. Denn jezt kam sie ins Zimmer, lief in ein Kämmerchen, hohlte Tischzeug, deckte einen Tisch. Ich sah ihr sehnsüchtig nach, so oft sie vor mir vorüber kreuzte. Liebe Schwester, sagte ich jedesmal sehr leise; aber sehnsüchtiger ist nie das Wort Braut gesagt worden, als von mir das Wort Schwester. Sie warf jedesmal einen frohen, lieblich lächelnden Blick auf mich, wenn sie vorüber gieng. Dann trug sie das Essen auf. Sie nöthigte mich mit schalkhafter Freude zum Essen. Sie fragte hundertmal, was mich so finster gemacht hätte. Ich schämte mich meiner Schwäche so sehr, daß es mir gelang, meine vorige heitere Ruhe wieder zu erhalten. Aber mitten durch diese Heiterkeit zog leise und mächtig eine verborgene Sehnsucht. Mein Inneres wurde nach und nach immer weicher. Wie sie mir vorlegte, von mir die Gabel borgte, mit mir aus einem Glase ein Paar Tropfen Wein trank, mit

beinah kindischer, spielender Geschäftigkeit aus unserm Essen ein Spiel machte, mit zutraulicher, fast möchte ich sagen, Zärtlichkeit sich die Hausfrau nannte, und wieder die Hausfrau, mit immer wachsender Freundlichkeit wieder auf den Gedanken, sie sei die Hausfrau, zurückkam, zulezt sich gemächlich, wie sie nicht mehr aß, an den Stuhl zurücklegte, und aus dem Herzen tief hervor sagte: sehen Sie, mir ist, als hätte ich so schon hundert Jahre mit Ihnen gelebt, so bekannt ist mir alles, so angenehm! Und wie mir alles, wie ihr, so bekannt war, daß ich fühlte, ich dürfte nur aufstehn, sie an meine Brust drücken, und rufen: Geliebte! Weib! so wirst du mir kaum glauben, daß ich ruhig sizen blieb, auf alles nichts als ein Lachen zurückgab. Aber welche Mühe es mir kostete, sizen zu bleiben, da sie sich so gemächlich zurücklehnte, die Arme lässig über die Brust gekreuzt, mich in innigem Vertrauen anblickte, in dem Vertrauen eines Weibes, das kannst du dir nicht vorstellen.

Und doch blieb ich unthätig; ich ließ den Strom ihrer Phantasie unter lieblichen Blumen, die sie schuf, fortströmen, ohne ihn aufzuhalten, ohne ihn weiter zu rollen. Was mich wohl am meisten unthätig machte, war ein schnelles Mistrauen, das mich befiel. Sie hat dachte ich, das Wohlgefallen bemerkt, das ich an ihrem Reize habe. Sie ist arm, was Wunder, daß ihr

Herz alle die kleinen Künste einer von der Natur gutgeheissenen Koketterie gebraucht, einen Mann fester in das Nez der Liebe einzuspinnen? Sie spielt mit dem Gedanken Hausfrau, um ihn in meine Phantasie zu bringen, und ein reizenderes Bild der Häuslichkeit und der Hausfrau konnte sie mir nicht geben, als ihre eigene Gestalt, mit dem aufgeschürzten Kleide, den schönen Füßen, die ich bis an die Zwickel sah, mit den aufgestreiften Armen, mit den glühenden Wangen, den um den Nacken fliegenden Locken.

Kurz, wir hatten abgegessen. Wir sezten uns noch ein Paar Augenblicke vor die Thüre, den sternvollen Himmel zu beobachten. Mehr thaten wir nicht. Sie gieng dann weg. Ich folgte ihr nach einem Viertelstündchen, und ich fand, wie ich ins Zimmer trat, auf dem Boden ein Bett für mich zubereitet. Sehen Sie, sagte sie ohne alles Stocken: da ist Ihr Lager. Ich hoffe, wir werden beide recht fest schlafen.

Ich mochte nicht nach dem Orte fragen, wo sie schlafen wollte, obgleich es mir schien, als hätte sie sich der Betten beraubt, um mir ein weiches Lager zu geben. Ich sezte mich an den Tisch, sie saß mir gegenüber. Nun wurde sie schläfrig. Sie sind müde, sagte ich. Sie sprang auf, reichte mir die Hand, sagte gute Nacht! und verschwand hinter einem Verschlage von Brettern.

Ich ließ die Lampe brennen, ich fürchtete ein Gewitter, das sich am Horizonte gesammelt hatte. Nach einer Stunde wurde ich von einem furchtbaren Donnerschlage gewekt. Ich sprang auf. Der alte Mann trat ins Zimmer. Ein schweres Wetter! sagte er: Gott sei uns gnädig! Schläft die Mamsel? fragte er nach einer Pause sehr leise. Ich dächte, wir weckten sie.

Das Gewitter rückte furchtbar nahe. Bliz auf Bliz, Donner auf Donner! Ich nahm die Lampe, trat ohne Gedanken hinter den Verschlag, und, o Freund, da lag sie, ein schlummernder Genius voll himmlischer Schönheit. Züchtig lag sie da, das Bild der jungfräulichen Unschuld. Ihr Kleid hatte sie ausgezogen, sie lag im Mieder. Die blonden Locken verhüllten die jugendliche Brust, auf dem Herzen lag die rechte Hand, die andere ruhte über dem schönen Haupte. Die Augen waren sanft bedeckt, der Mund war zu dem Anfange eines schönen Lächelns verzogen, als ob ein lieblicher Traum in der heitern Seele spielte.

Es war nur ein Augenblick, daß ich hinsah; dann gieng ich zurück, und sagte: meine Schwester schläft so sanft.

So gebe ihr Gott Frieden! sagte der Alte. Ich bin gewiß, sie schläft so fest, weil sie keine Last auf dem Gewissen hat, sezte er freundlich hinzu. Es ist eine Freude, Bruder und Schwe-

ster zu sehen, die sich so lieben. Denn sie hat in der Küche, wie ich sie anwieß, nicht aufgehört, mir von Ihnen zu erzählen. Ich hätte gern gefragt, was? Aber ich hatte das Herz nicht.

Mit jedem neuen Donnerschlage horchte ich hin, ob sie erwacht sey. Ich hörte ihren Athem säuseln. Sie schlief. Das Gewitter verzog sich. Mein Alter gieng. Ich blieb allein. Ich hatte schon vor diesem Augenblicke gezittert; denn ich ertappte mich beständig auf dem Wunsche, daß er gehen möchte, damit ich sie noch einmal sehen könnte.

Kaum war er fort, so ergriff ich die Lampe. Ich sezte sie nieder, ich ergriff sie wieder. Ich sagte mir: es ist abscheulich, das Vertrauen dieses unschuldigen, theuren Wesens so zu betrügen, und in demselben Augenblicke that ich mit der Lampe in der Hand einige Schritte nach dem Verschlage. Wenn sie wachte! Ich stand. Der Gedanke hielt mich mehr zurück, als meine Pflicht. Ich entfloh zuletzt dem immer mehr steigenden Wunsche, sie zu sehen. Ich ging vor die Hausthüre, ich sah dem ziehenden Gewitter nach, das in der Ferne blizte. Nein, sagte ich, und hob beide Arme gen Himmel: ich kann sie nicht betrügen. Aber all ihr Mächte des Himmels, seegnet mich, daß sie mich liebt. Und wenn sie mich nicht lieben kann, so träufelt Seegen auf ihr Haupt, allen Seegen des menschlichen Lebens!

Ich wurde ruhiger; ich gieng hinein. Ich hörte ihre Athemzüge; aber jezt beengten sie meine Seele nicht mehr. Sie waren mir, wie das sanfte, ehrwürdige Rauschen eines höhern Geistes. Eine wundersame Ruhe beseligte mich. Ich legte mich mit einem unnennbar schönen Gefühle auf mein Lager. Ich strekte in die Gegend, wo sie schlief, meine Arme hin, ich sagte leise: du theures Wesen, du Geliebte, glücklich will ich dich machen, wie nur ein Weib glücklich war! mein geliebtes — da fehlte mir der Nahme. Glaubst du, daß ich mich eine lange Zeit damit beschäftigen konnte, wie sie doch heissen möchte? Ich entschlief.

Wie ich erwachte, schlief sie noch eben so fest. Unser Wirth kam. Seine Frau war gekommen. Ich ließ Kaffe machen. Da hörte ich ein Geräusch, sie erwachte und rief: Mein Gott, wo bin ich! Ich sprang schnell hinter den Verschlag, denn ihre Stimme klang ängstlich. Wie sie mich sah, besann sie sich schnell. Sie richtete sich empor, aber nur einen Augenblick, dann verhüllte sie sich in ihre Decke; aber ihr Blick blieb freundlich, wie er war. Ich trat schnell ab. Nach einigen Minuten kam sie hervor. Ich hatte ihr Wasser zum Waschen hinter den Verschlag gereicht. Sie kam gekleidet, frisch wie eine eben aufgebrochene Rose, welche der Morgenthau gewaschen hat, hervor. Ach ich danke Ihnen, sag-

te sie. Wie fest hab ich geschlafen. Wie munter fühle ich mich! Ich schenkte ihr Kaffe ein, den ich ins Zimmer gebracht hatte, während sie sich kleidete. O, sagte sie scherzend schmollend: das ist sehr unrecht. Ich hatte mich gestern schon darauf gefreut, daß Sie ihn von meiner Hand trinken sollten. Aber geschwind. Sie trug ihn ins Freie. Wir sezten uns. Wir tranken. Sie war unbeschreiblich heiter. Ich hatte Papier, Feder, Siegellak für sie besorgen lassen. Sie sollte an ihre Kusine schreiben. Sie schrieb. Sie schüttelte das Köpfchen bei dem Schreiben so viel, pochte mit den kleinen Fingern so oft an die Stirn voll Falten. Ich schriebe lieber gar nicht, sagte sie, wenn ich die guten Menschen nicht aus ihrer Angst meinetwegen reissen müßte. Denn die Unwahrheit schreiben, ist noch weit schlimmer als sie sagen. Ich wollte gern sagen, wie alles wirklich ist; aber Sie kennen meine Kusine nicht. Sie giebt mir ohnehin Dinge Schuld, von denen ich gar nichts weiß. Lesen Sie, obs so recht ist.

Ich wollte, du hättest die Paar Zeilen gelesen, die sie geschrieben hatte. Wie leicht, wie natürlich, wie geordnet. Ich fragte, wer sie unterrichtet hatte. Sie sah mich groß an. Sie war nicht unterrichtet. Sie schreibt, wie sie denkt, wie sie redet. Ich schämte mich; denn ich hätte das Briefchen nicht so gut geschrieben. Nun kam unser Wagen, ein gewöhnlicher Leiterwagen. Sie

war oben, wie ich einmal weg sah, und Abends waren wir in Neuhof. Wie sie den Thurm erblickte, glühete ihr Gesicht, funkelte ihr Auge vor Freude. Es war das erstemal, daß sie so weit von Hause weg gewesen war. Am Dorfe ließ ich den Wagen zurückkehren, sie gieng mit mir zu Fuße. Ueberall war heiliger Boden. Hier an dem Bache unter den Ulmen hatte sie als Kind ein einziges Lamm gehütet. Hier in den Schlehenbüschen hatte sie ein Nest entdeckt, und die Mutter der jungen Vögelchen, erzählte sie mir, mit vor Entzücken nassen Augen, hätte sich mit einem ihrer Finger über das Köpfchen und Rücken sanft streichen lassen, ohne wegzufliegen. Dort zeigte sie mir den Plaz, wo sie ihre Kränze aus Schlüsselblumen geflochten hatte, und lächelnd sezte sie hinzu: ich thue es manchmal, wenn niemand mich sieht. Auf diesem Hügel hatte sie Abends den Vollmond erwartet, im Frühjahr und Herbst. Ich kann ihm jezt nie aufgehen sehen, sagte sie, ohne ihn einen der liebkosenden Nahmen zu geben, womit ich ihn als Kind so zärtlich begrüßte, wenn er dort zwischen den Weiden erschien.

Das erzählte sie mir mit kindlicher Freude im Gehen um das Dorf hin. Ich hörte mit einer ähnlichen Freude ihr die Worte von den geschäftigen Lippen. So kamen wir an das Gärtchen ihrer Mutter, zwanzig Schritte lang und breit.

Hier sahest du jedes Beet, auf dem Küchengewächse standen, doch mit schön gepflanzten Blumen eingefaßt. Der Garten war ein Bild ihrer schönen einfachen Seele. Sie hatte mir versprochen, ihre Blumen, ihre Geißblattlaube zu zeigen; aber sie hatte alles vergessen, ihre Mutter war nahe. Guten Abend! rief sie mit zärtlicher Stimme, schon da sie die Hausthüre öfnete. Auf den bekannten Ton stürzte die Mutter heraus, und mit zärtlichem Ausrufe: o meine Auguste! in der Tochter Arme. Ich war unter dem Ausbruche ihrer Liebe ganz und gar vergessen. Man sah mich nicht, man hörte mich nicht, bis dann Auguste bei der Erzählung ihres Abentheuers sich meiner wieder erinnerte.

Nun mußte sie ausführlich erzählen, und sie erzählte — so einfach wahr hat nie ein Mensch erzählt — alles, auch die leisesten Empfindungen ihrer Seele. Bruder und Schwester nannten wir uns, sagte sie mit einfacher aber triumphirender Freude, und warf erst unter dem Schutze der Mutter die liebenden Blicke einer Schwester auf mich.

Die Mutter nahm die Erzählung, wie die allergleichgültigste, mit Freundlichkeit auf. Sie dankte mir mit einer Treuherzigkeit ohne Gleichen. Und die Haushaltung war in dem alten Gange. Die Mutter am Spinnrade, Auguste sah noch nach ihren Blumen, gab uns ein sokra-

tisches Abendbrod, bereitete mir ein Bett, und ich war hier, als hätte ich mein ganzes Leben mit ihnen zugebracht.

Am andern Morgen, nachdem Auguste ihr Versprechen gehalten, und mir ihre Blumen und ihre Laube gezeigt hatte, nahm ich Hut und Stock. Beim hohen Himmel, Siegmund, mir wars als wäre bei ihnen meine Heimath, als wollte ich ihnen ein Verbrechen ankündigen, da ich sagen wollte, ich müßte fort. Fort? sagte Auguste, und schlug die Augen nieder. Wohin denn? sezte sie nach einer Pause hinzu, mit einem Tone, der sagte: wo kann dirs besser seyn als hier? Sie schüttelte langsam und betrübt das blonde Köpfchen, seufzte, und schwieg, da ich nicht antwortete. Da erst fiel mir die Nähe ein, in der ich wohnen konnte, wenn ich bei meinen Eltern bliebe. Ich wohne in B * *, liebe Auguste, sagte ich: mein Vater ist der Renntmeister Treiber. Ich hoffe, wir werden uns oft sehen. Da schlug sie das schöne blaue Auge funkelnd auf, eine Thräne tropfte vom Auge auf die Wange. O das ist schön, rief sie: ich dachte schon, Sie wohnten tausend Meilen von hier, und ich sähe Sie nie wieder. Das ist schön! Da — sie griff nach ihrem Hute — begleite ich Sie bis an den Damm. Aber jezt kam eine Bäuerin. Es gab Geschäfte. Ich mußte allein gehen. Bis über den Kirchhof weg begleitete sie mich. Dort,

sagte sie wehmüthig, und zeigte auf ein Grab mit Blumen bestreut: schläft mein Vater. Ach, er war so gut, so gut, die ganze Welt liebte ihn. Wir standen an der Mauer. Ich gieng allein hinab, sie sah mir nach, so lange sie mich sehen konnte.

Nun stand ich allein unter der ersten schattigen Ulme des Dorfes. Ich sah zurück in den schönen Kranz der Weiden, in dem das Dorf lag. Ich kann Dir keine Rechenschaft geben von meinen Empfindungen. Meine Seele war voll, meine Brust voll, drückend, schwer voll. Es war als stürmten Schmerz und Wonne kämpfend gegen einander in meiner Seele. Es war als zögen mich tausend Bande unwiderstehlich zurück zu ihr, und das Leben wurde mir verächtlich, wenn ich fühlte, ich muß fort von hier! Ich gieng endlich wie ein Träumender, wie ein Blinder, wie einer, der auf ewig das geliebte Vaterland verläßt. Ich bin allein! rief ich aus dem tiefsten Gefühle meiner Seele.

Aber bald fieng mir an diese Kälte gegen alles andere als das Mädchen verdächtig zu werden. Ich philosophirte, ich sezirte meine Gefühle, ich kam mir selbst wie ein Thor vor. So gieng ich streitend mit mir selbst. Da kam ein junger Kerl mir nach. Ich redete ihn an, um mich von dem lästigen Zwiespalte zu befreien. Der Mensch, vier Jahre jünger als ich, hatte ein Weib und

zwei Kinder. So jung! sagte ich. Ey, sagte der Mensch eifrig: ich hatte das Mädchen lieb. Jung ist man nur einmal, und Weib und Kind, wenn man sie lieb hat, ist doch die Krone des Lebens. Man weiß wofür man arbeitet, sorgt und spart. Zum Leben gehört wenig, wenn man ein Weib hat, Kinder und einen eigenen Heerd.

Diese einfachen Worte entschieden den Streit in meinem Innern. Denn ist das nicht das Ziel alles Lebens? Sag selbst! ich durfte ja nur wollen, so hatte ich das Ziel des Lebens und des Glücks mit einem Schritte erreicht. Justizkommissär! so hatte ich Heerd, Weib und Kind: und mehr als das. Ich durfte nur sagen: ich will glüklich seyn! So kam ich zu Hause an, voll geheimer feuriger Hofnungen, voll immer sich wieder verdrängender, verhaßter Zweifel. Meine Mutter fliegt mir mit einem artigen Briefe des Ministers entgegen. Wer weiß, lieber Ludwig? sagte sie in prophetischer Freude. Ich weiß besser, sage ich. Denn lassen Sie alles gehen, wie Sie wünschen und hoffen, so gehen meine besten Lebensjahre hin. Man ist nur einmal jung, und soll ich arbeiten und sorgen, so will ich wissen wofür. Ich will nicht.

Meine Mutter war aus den Wolken gefallen. Sie verlangte eine Erklärung, die gab ich kurz und gut. Sie bat, sie erhizte sich, sie drohete, sie hieß mich einen verkehrten Thoren, einen hoch-

müthigen Narren, der eben darum das Glück nicht wollte, weil es sich anbiete. Mein Vater giebt mir schweigend Recht, das weiß ich. Aber er bittet mich, doch etwas für den Frieden unsers Hauses zu thun.

Da hast Du die ganze Sache, und nun entscheide Du selbst. Mich hinziehen mit dem Mädchen, bis meiner Mutter Wünsche und meine auf einmal befriedigt werden können, das heißt, die Blüthen des Frühlings von dem Herbst fordern, aus der frischen lebendigen Quelle des Stromes nicht zu trinken, sondern an der Mündung, das schmuzige, laue, verdorbene Wasser zu trinken, damit ich rufen kann: hier ist der Strom groß, mächtig, tief und breit, und noch obenein dabei wagen, daß der breite Strom einen wegreißt. Das will meine Mutter, das will sie, das wollet Ihr alle. Ich wäre rasend, wenn ich es thäte.

B * *

Ein böser Geist hat sein Spiel mit uns; denn es ist kein guter Geist der uns den reizenden Baum der Versuchung so lockend auf den Weg stellt. Die Vermuthungen meiner Mutter sind zur Gewißheit geworden. Ihr Bruder war unter einem angenommenen Namen erst Offizier in Batavia, dann Superkargadeur, dann Sabandar geworden, nach dem General-Gouverneur, der bedeutendste Beamte des ganzen holländischen Indi-

ens. Er blieb unverehlicht. Sein unermeßliches Vermögen steht in der Amsterdamer Bank. Meine Mutter ist nach seinem Testamente einzige Erbin. Das kam rasch Schlag auf Schlag. Erst ein Brief von der Regierung in Holland, der Nachricht gab von der Erbschaft ohne ihren Umfang zu bestimmen; dann die Nachfrage eines Advokaten, ob meine Mutter die ungewisse Erbschaft für 100000 Gulden abtreten wolle. Hunderttausend Gulden! Uns schwindelte! Dann Briefe, Dokumente, Anweisungen von dem General-Gouverneur, dem Freunde meines Oheims, daneben Rath, und Empfehlungen ehrlicher Prokuratoren, besonders an den General-Fiskal, der nach Holland zurückgekommen war, und der sich als den Freund meines Oheims in einem Briefe ankündigte.

Mit diesem Briefe kam zugleich meines Oheims Brieftasche, und seine Chatulle, die allein unschäzbar waren. Meiner Mutter Hofnung und Begierde wuchsen, wie bei dem Wassersüchtigen der Durst mit dem Wasser wächst. Und doch wurde ihre Hofnung und ihre Begierde von dem Vermögen ihres Bruders übertroffen.

Die ersten Tage giengen vorüber in einer rechnenden und denkbaren Stille. Meine Mutter lernte Summen berechnen, die sie nicht gekannt hatte. Nach der Stille kamen Plane zum Vorschein, die kleinlich waren. Meine Mutter wollte

vorerst ihre beiden Nachbarn zum Erstaunen, zur Bewunderung zwingen, dann die Straße auf der wir wohnen, dann das ganze Städtchen. Das stieg von Plan zu Plan. Sie fand zulezt mit Erstaunen, daß ihr Geldbeutel reicher war als ihre brennende Phantasie, und doch gab es mitunter Augenblicke, wo der Geiz sie beredete, daß sie noch nicht reich genug sey. Wir konnten sie Anfangs nicht bereden, nur tausend Gulden herzugeben, die nöthig waren. Sie vergaß nun Nachbaren, Straße, B * *. Sie brütete neue grössere Ideen aus.

Lieber Gott, Siegmund, Du kennst ja meine Mutter, wie gut sie ist, und dennoch war das erste, was sie mit alle den Mitteln, Menschen glücklich zu machen, that, zwei Herzen zu brechen. Sie verbot einem jungen Landprediger, der sich um meiner ältesten Schwester Herz mit Glück beworben hatte, das Haus. Ein böses Omen für meine Liebe. Meine Schwester vergoß Thränen, die mehr kosteten, als die Perlen, womit sie ihr Haar schmückte. Meine Mutter sah es nicht.

Nun wurde nach und nach alles umgekehrt. Wir bekamen Equipage, ein wenig geschmacklos. Man wollte glänzen und sparen zu gleicher Zeit. Wir erhielten ein Paar Bedienten, die armen Lohn, und sehr reiche, bunte Livreen erhielten. Das Haus wurde umgekehrt; um einen Saal zu

haben, mußten wir alle uns in ein enges Zimmerchen einkerkern. Mein Vater sollte sein Amt niederlegen, aber doch suchen, den Gehalt zu behalten. Ehe Saal und Haus fertig waren, wurde in der Residenz um ein großes Haus gehandelt. Den ganzen Tag war unser Haus voll Juden, die Edelgesteine und Perlen schachern wollten, und voll Mäkler, die Landgüter, Häuser, Gemählde, Gallerien und dergleichen antrugen; Rathgeber und Advokaten, die Rath gaben und Prozesse und Geld suchten, voll Elender, die den wunderbarsten Träumen meiner Mutter schmeichelten, um bei uns zu essen. Meine Mutter verborgte kleine Summen ohne Sicherheit zu hohem Zins, und schlug größere Summen ab auf Grundstücke zu gewöhnlichen Zinsen, und doch waren ihr die Geldsummen zur Last; denn sie hatte einen bedeutenden Theil des Vermögens aus den holländischen Fonds genommen, weil ihr ihr Vermögen nirgend sicher schien, als in ihrem Schlafzimmer in einem eisernen Kasten, den sie mit Angst und Unruhe in langen qualvollen Nächten bewacht, den sie am Tage beständig darauf ansieht, ob ihm nicht mit List oder Gewalt beizukommen ist.

Kurz wir machten anfangs lächerliche Dinge, voll seltsamer Widersprüche, die uns dem Gelächter des Städtchens Preiß gaben. In der That, glaube ich vest, darf nur ein Weiser an dem

Orte wohnen bleiben, wo er schnell reich oder schnell arm wird, ohne verächtlich zu werden. Nach und nach, da meine Mutter denn mehr den Umfang ihres Vermögens übersehen konnte, da es ihr mehr zur Gewißheit und zur Gewohnheit wurde, sie sey reich, arbeitete sich ihre gute Natur unter Habsucht und Eitelkeit hervor. Sie fieng an meinem Vater und mir zu glauben, daß ihr Vermögen sich nicht behandeln lasse, wie das kleine Vermögen ihres Vaters, daß nur große Plane Ordnung in ihr Geschäfte bringen könnten. So geschah denn auch wenigstens etwas. Der steife Prunk verlor sich etwas, wir fiengen an etwas Geschmack in Tisch, Geräth, Wohnung und Kleidung zu kriegen.

Aber desto mehr arbeitete nun meiner Mutter Phantasie in die Zukunft. Der Reichthum wurde in ihren Augen nur ein Mittel zu etwas Größern, Bessern, das sie aber selbst noch nicht zu nennen weiß. Sie hat das ganze Haus meist gegen sich, meinen Vater schon deshalb, weil er zu bequem ist, noch jezt eine Rolle anzufangen, der er sich nicht einmal gewachsen fühlt. Meiner Schwester hat die Liebe einen Streich gespielt. Und ich? In der That, ich müßte kein Mensch seyn, wenn ich nicht sehr oft mit einem sehr bedeutenden Vergnügen an den Reichthum dächte, der einmal mein wird. Wird! Denn jezt? Ich glaube kaum, daß meine Mutter je-

den Gedanken fassen wird mich zu etabliren. Mein Vater schlug es vor. Meine Mutter sah ihn mistrauisch an, dann warf sie den forschenden Blick auf mich. Etabliren? sagte sie. Ich mache mich nie von meinen Kindern abhängig; daran dürft ihr nicht denken. Das sagt sie mit bestimmter Härte. Abhängig? erwiederte mein Vater. Wer verlangt das? Aber unabhängig sollst du deinen Sohn von uns machen.

Wozu will er denn unabhängig von uns seyn? fragte sie mit gerunzelter Stirn. Sie blieb mit ihren Blicken auf mir haften.

Weil er ein Mensch ist, sagte mein Vater: weil er andere Ideen hat als du, weil ich wünsche, er möchte uns, da wir reich sind, fort lieben, ein Glück, das so selten reiche Leute haben, eben weil sie den Kindern ihr Eigenthum vorenthalten.

Vorenthalten? Eigenthum? ich weiß nicht, wie ich das nehmen soll. Sie sah mich und meinen Vater einen um den andern an. Du hast wohl gar einen Plan, Ludwig? fragte sie mich sehr schnell — der — sie rieb die Stirn — mir nicht gefallen wird?

Ich habe keinen Plan, liebe Mutter, am wenigsten den, Sie zu überreden, mir einen Theil des Ihrigen abzutreten, wenn Sie nicht Lust dazu haben. Indeß hat der Vater im Ganzen Recht, nur nicht ganz bei mir. Ich bin schon

unabhängig, weil ich arbeiten und entbehren gelernt habe. Ich mußte meiner Mutter das sagen. Sie mußte wissen, daß auf mich nicht zu rechnen war.

Entbehren? wie so? bey dem ungeheuren Reichthum, den die Vorsehung uns geschenkt hat. Wie soll ich das nehmen?

Ihnen hat die Vorsehung gegeben, nicht mir, und so könnte es ja der Fall werden, daß es gut wäre, wenn ich entbehren könnte, was ich entbehren müßte.

Weiter — sagte sie: denn du bist noch nicht fertig. Nenne einen solchen Fall; denn ich sehe keinen.

Ich mußte antworten. Sie könnten Plane haben, liebe Mutter, die meinen Begriffen von Glückseligkeit nicht zusagten; Sie könnten Opfer verlangen, die ich nicht bringen könnte, sogar Opfer, die ich nicht bringen dürfte.

Sie sezte sich verlegen nieder. Giebt es Opfer, sagte sie, mich starr ansehend, die der Sohn der Mutter nicht bringen dürfte?

Liebe Frau, sagte mein Vater ernst, es ist schon schlimm genug, daß dein Sohn, und er ist kein übler Sohn, so etwas denken muß.

Er soll nicht Sekretair werden, sagte sie mit sanfter Stimme. Ich habe seinen Wunsch erfüllt.

Hm — sagte mein Vater — was denkst du denn aus ihm zu machen? Frau, du willst hö-

her hinauf als wir alle, als es unserer Ruhe lieb ist.

O Gott! rief sie erhizt, muß mein eigener Mann mir meine Kinder aufhezen? Nun hob eine Szene an, die so gewaltsam war, daß ich das Zimmer nicht früh genug verlassen konnte. Ich gieng zu meiner Schwester. Mein Vater kam nach einer halben Stunde erhizt zu uns. Ich habe alles mögliche für dich gethan, so redete er meine Schwester an, allein vergebens. Du weißt, deine Zufriedenheit ist mir sehr viel, mein liebes Kind; aber so laß auch bei Euch die Ruhe Eures Vaters etwas gelten! Wer soll, wer kann nachgeben, die Mutter oder die Kinder? Meine Schwester warf unmuthig ein kostbares Halsband von Steinen, das sie eben umbinden wollte, auf den Tisch mit den Worten: Ach, ich bin sehr unglücklich! — Sehr, sehr arm! mein Vater! sezte sie schluchzend hinzu.

Diese rührenden Worte: sehr arm! rührten uns alle, mich am meisten. Während Edelgesteine in unserm Hause blizten, verloren die bessern Edelgesteine der Liebe, des Vertrauens Glanz und Licht. Sehr arm! wiederholte ich, und gieng.

Ich gieng nach Neuhof. Wie ich in das Häuschen der Wittwe trat, fand ich Augusten in grosser Bewegung an dem Halse ihrer Mutter hängen. In beider Augen hiengen Thränen der Freude, der süßesten Wehmuth. Die Mutter hatte

einen Ring, das lezte Andenken ihres ehemaligen bessern Zustandes, den Nothpfennig, wie sie ihn nannte, für eine Krankheit etwan, verkauft, um Augusten ein Kleid, das sie bedurfte, zu schaffen. Das Kleid lag da, vergessen wie der Ring. Mutter und Tochter hatten Herz auf Herz gedrückt. Sie hatten die Veranlassung ihrer Rührung vergessen. Sie fühlten nur ihr hohe Liebe gegen einander.

Wie ich kam, hob der Streit zwischen Mutter und Tochter aufs neue an. Ist es nicht wahr, Herr Treiber, ich bin eine alte Frau, was soll mir ein Ring? So ein junges Mädchen muß doch etwas haben, woran sie Freude hat. Sie wünschte sich ein solches Kleid, sie verschwieg mirs. Das rührte mich. Was Nothpfennig hin und her! Ich bin gesund, Gott Lob! und würde ich krank, deine Liebe, Gustchen sollte mir eine gute Arznei seyn. Habe ich nicht Recht, Herr Treiber? Wir sind arm, das ist wahr, sehr arm! —

Arm! rief ich, mir fiel meiner Schwester arm ein. Arm? Arm? Guter Gott! ist denn diese Liebe nicht mehr als alle Schäze beider Indien?

Siegmund! Siegmund! ich mußte hinausgehen, so schmerzhaft wurde mir der Gedanke an den armen Reichthum meiner Familie; hier sah ich die so sehr reiche Armuth dieses verwaiseten, verlassenen Hauses. Ich brauchte lange Zeit, mich von diesem Gedanken zu befreien, bis endlich

Augustens Lächeln den bösen Dämon von mir trieb.

Hier in diesem Häuschen lerne ich, aus wie wenig und aus wie viel das menschliche Glück besteht. Etwan hundert und zwanzig Thaler ist ihre ganze Einnahme, alles zu Gelde angeschlagen, und doch bleibt ihnen für den Fest- oder Geburtstag eine bessere Schüssel, ein Geschenk übrig. Sie entbehren sogar des Schmuckes, sogar der Pracht nicht. Sechs Teller von Steingut, statt zinnerner, ein Paar geschliffene Gläser, statt gewöhnlicher, ein feineres Tischtuch, ein Blumenkörbchen, statt einer silbernen Platmenage, wenn ich da bin, und die Mutter macht in froher Eitelkeit, so gut wie meine Mutter, mich aufmerksam auf den prachtvollen Tisch. Eine Handvoll sehr reifer Erdbeeren, und weisses Brod aus der Stadt ist das Dessert, eben so schön als unsers, das aus den vier Enden der Erde zusammen gebracht ist, und um dieses reinliche Tischchen her seze drei Gesichter voll frohen Lebensmuthes, drei Herzen, die voll Liebe und Vertrauen schlagen, so hast Du mich, Augusten und ihre Mutter.

Ich gehe in dem Hause aus und ein, als Freund, als Bekannter, so nennt man mich höchstens. Daß Auguste mich mit inniger Wärme liebt, daß ich sie mit unendlicher Leidenschaft liebe, daran denkt kein Mensch. Diese wilde

Leidenschaft hat die sanfte Natur unsrer Herzen angenommen. Sie fließt dahin wie ein Bach, der unter einem Dache von Blumen, ungesehen und ungehört wegschleicht, dessen Daseyn man nur an der frischen Farbe der Blumen ahnt. Unser Vertrauen nur ist herzlicher, Augustens sanfte Güte nur heiliger, zärtlicher, und wehmüthiger. Wann sie neben mir in dem Wäldchen neben dem Dorfe geht, versinkt sie oft in den Gefühlen ihres ahnenden Herzens; aber ich bin gewiß, daß sie die Empfindungen ihres Herzens nicht zu deuten weiß.

Ob die Mutter nicht mehr bei meinem Kommen und Gehen denkt? Kaum glaube ichs. Denn sie würde längst Augusten verständigt haben. Ein Verwandter, denkt sie, macht den Antrag, wenn Jemand ihre Tochter haben will; denn auf die Weise hat sie ihren Mann bekommen, ohne ihn vorher gesehen und geliebt zu haben. Ich gehe da aus und ein, wie ein anderer Bekannter aus dem Dorfe.

Warum ich das thue? Warum? ich bin entschlossen, — Augusten zu heirathen, fest, fest entschlossen. Was auch kommen mag, wie es auch kommen mag, Auguste wird meine Frau. Ich sehe freilich, welch einen Kampf, welche Opfer das kosten wird, aber ich nur will kämpfen, ich will die Opfer bringen, die gebraucht werden müssen, nicht Auguste. Wenn der wüthende Sturm vor-

über ist, dann will ich sie wecken, und sie soll nur die Regentropfen, die blizend im Sonnenscheine die Gegend verschönern, auf den Blumen hängen sehen. Noch einmal soll sie das Ungewitter verschlafen, und bricht der heitere stille Morgen an, so will ich sie erwecken und sagen, wie schön ist es! Man weiß noch in meinem Hause kein Wort von meiner Bekanntschaft mit Augusten. Man weiß ihr Daseyn nicht. Auguste weiß, daß ich Treiber heiße. Das ist alles. Aber daß ich der reiche Treiber bin, davon weiß sie nicht ein Wort. Ihre einzigen Bekannten sind Verwandte, die entfernt wohnen, der Prediger des Orts, der über einer Erklärung der Offenbarung Johannis seit funfzehn Jahren brütet, nicht von seinem Studierzimmer kommt, ohne Familie lebt. Wie soll das Gerücht unsers Reichthums sie erreichen?

Ein Amt habe ich nicht, das wissen sie beide; sie halten das für ein Unglück, aber nicht für meine Schuld. Ich bringe Augusten zuweilen ein Paar Ellen Band mit, ein seltenes Obst, der Mutter zuweilen ein Paar Pfund Kaffee, den mir ein Vetter, ein Kaufmann schenkt. Für mich selbst nehme ich ein Paar Flaschen Wein mit hinaus, der mir aber nicht schmeckt, wenn ich ihn allein trinken soll. Das alles hat sich so natürlich gemacht, daß sogar die kleinen Geschenke keinen Anstoß mehr geben, wie Anfangs. Der

Sohn im Hause würde so behandelt werden wie ich, und er könnte nicht weniger und nicht mehr thun, als ich.

Da hast Du das Gemälde von meinem Glücke in den kleinsten Zügen ausgemalt.

Neuhof.

Hier size ich am Fenster, mein geliebter Sigmund und sehe und weide mich daran wie der Frühling die jungen Flügel immer mehr ausbreitet, wie ein Schmetterling, der eben erst aus seiner Hülle hervorbrach. Jezt aber schlägt er die blumigen Flügel emporschwebend zusammen, und um ihn weht die milde duftende Luft, er schüttet Blumen von seinem ambrosischen Haupte, und das tausendstimmige Konzert der Vögel tönt unter seinem segnenden Fluge. Ach, Du weißt, wie sehnsuchtsvoll ich immer den Frühling liebte, wie ich mich von allen Menschen wegstahl, sogar von Dir, um mich in dem milden Hauche des Frühlings zu baden. Du weißt, welch ein fröhlicheres, frischeres Leben aus meinem Innern hervorbrach, wenn der erste Lenzhauch meine Brust umwehte. Aber was ist das alles so wenig gegen den Frühling der Liebe in meiner Brust, wo der mildere Hauch einer Ewigkeit mich umfängt, wo in meiner Seele unendliche Blumen des Paradieses hervorsprossen, wo alle tausend Stimmen der liebenden und lebenden Natur in meiner Seele erklingen, und mein in Liebe flammendes Herz

die ewige Sonne ist, die alles belebt. Und dieser Frühling meines Herzens fällt mit dem Frühlinge der Natur zusammen. Hier leb ich in Neuhof, schon seit acht Tagen, und vergäße man mich, ich würde alles, alles vergessen was nicht Auguste ist. Möchten die Menschen ihre verkehrten Spiele treiben. Ich will mich hier einkerkern lassen in die enge Hecke vor Augustens Garten. Ihr Lächeln werde das Ziel meines Ehrgeizes, ihr Glück der Zweck meines Daseyns, ihre Liebe der Lohn meines Lebens!

Lächle nicht: bin ich ein Kind, so bin ichs. Ich will nicht mehr seyn, und gebe der gütige Himmel, daß nie die Minute kommt, wo der Umkreis ihrer Arme nicht mehr den Kreis meines Glücks umschlösse, wo ich einer andern Sonne mein Daseyn zu beleben, bedürfte, als ihres lächelnden Blicks. Denn welche Treue ist heiliger, als die ich ihr zuschwöre! Welche Tugenden sind einfacher, edler, erhabener, als die ich ihr schuldig zu seyn fühle! Welche Opfer sind theurer, kostbarer, als die ich ihr zu bringen fest entschlossen bin! Was könnte ich denn in der Welt treiben, was beseligender, belohnender, und nützlicher wäre, als Liebe zu Weib und Kind? Ohne Sitten ist die beste Staatsverfassung nichts, und mit Sitten ist die schlechteste gut. Und woher entstehen Sitten als aus dem Schooße glücklicher einiger Familien. Mache die Menschen häuslich in

Liebe und Familieneinigkeit, so sind sie tugendhaft, so steht das öffentliche Glück vest und unerschütterlich. Sage was Du willst, von Familienliebe geht alles Gute aus, dahin kehrt alles zurück. Alle andere Tugenden sind nur Ausläufer aus dieser Wurzel. Aus der Liebe keimt der Baum des menschlichen Lebens!

Und also — das wollte ich beweisen.

Meine Mutter, Vater und Schwestern leben in ** n. Wie gern schwieg ich davon! Meine Mutter thut Riesenfortschritte zu dem, was sie Glück nennt. Wir haben einen Pallast in der Stadt, ein Landhaus vor dem Thore. Wir schwimmen in einem Meere von Pracht, Verschwendung, von Festen, Vergnügungen. Mein Vater wurde Hofrath, dann kam ein Adelsdiplom, und ich versichere Dich, wir machten unserm Reichthum, unserm Titel, und unserm neuen Stande Ehre. Man gesteht uns sogar zu, daß wir Geschmack haben, daß man bei uns auf einem großen und liberalen Fuße lebe. Aber das kostet große Summen. Indeß erreicht meine Mutter ihren Zweck zu glänzen, zu imponiren. Wäre das Vermögen geringer, so würde ich zittern; allein es ist groß genug, um alles das zu thun, was wir thun. Alles? Guter Gott! Da fand sich aus einem der ältesten Häuser Deutschlands ein Mensch, der in Paris Sitten, Grundsätze, Gesundheit und Vermögen verlor, und bewarb sich

um die Hand meiner ältesten Schwester. Das gab uns eine genaue Verbindung mit den ersten Häusern der Stadt und des Hofs.

Meine Schwester gestand endlich, daß sie sich mit dem jungen Prediger versprochen hätte. Der Mann ist ein liebenswürdiger Mann. Das mußte selbst meine Mutter zugestehen. Ein schöner Mensch! sagte meine jüngste Schwester bedeutend, gegen den der Herr von Varen wie ein Pavian aussieht. Aber das half alles nichts. Mein Vater schwieg betrübt. Dieses betrübte Schweigen sezt er jezt allein dem Despotismus meiner Mutter entgegen. Der Reichthum hat sie despotisch gemacht. Ich sprach endlich. Ich sprach gewiß mit Kraft, mit Begeisterung. Denn vor mir stand das blühende, liebeverlangende, und liebende Mädchen, das in die knöchernen Arme dieses ausgemergelten, häßlichen Sünders geworfen werden sollte. Aber das trieb den Zorn meiner Mutter noch höher. Bei Gott, sie vergaß es, daß sie meine Mutter war. Meine Schwester blieb Anfangs standhaft. Aber sie konnte doch endlich dem Zorn ihrer Mutter, ihren Drohungen nicht widerstehen. Sie willigte endlich ein; aber wie sie ja sagte, da verlor ihr Gesicht die Farbe, und eine unaussprechliche Bitterkeit verzerrte das liebliche Gesicht. Was daraus entsteht, Mutter, sagte das Mädchen mit einer gräßlichen Kälte, nehmen Sie auf sich.

Nehme ich auf mich! antwortete meine Mutter frölich. Es ist entsezlich! rief ich mich abwendend voll Abscheu. Entsezlich! rief meine jüngste Schwester mir schluchzend nach. Wir werden verhandelt als Lastthiere! Meine Mutter hob die Hand, das Mädchen zu mißhandeln. Mein Vater rief dazwischen tretend: es ist mein Kind! und bei dem Gott, der dir den Reichthum zu einem Fallstricke gab, sie sagt die Wahrheit.

Meine Mutter stand in unsrer Mitte mit aufgehobener Hand. Sie sah auf allen Gesichtern eine tiefe Mißbilligung. Ihre Augen brachen in Thränen. O, rief sie, ihr macht mich unglücklich. Bin ich nicht Mutter? Eure Mutter? Will ich denn etwas anders, als Euch glücklich machen? Diese Töne waren so rührend, der Abstich vom Zorn zu dieser Liebe so erschütternd, daß wir sie alle umarmten. Aber sie lehnte ihren Kopf nur auf die Schulter meiner ältesten Schwester, und sagte dann schluchzend: du allein liebst mich, Julchen.

Wie das geht; wir giengen gerührt, aber nicht besser und glücklicher aus einander.

Meine Mutter eilte. Die Hochzeit war in einigen Tagen. Ich wußte, daß meine Schwester noch an den Prediger schrieb. Die Hochzeit gieng ruhig vorüber. Am andern Morgen besuchte ich die unglückliche junge Frau. Sie war allein, sie hatte geweint; aber sie empfieng mich kalt, bit-

ter, feindlich. Ich bin aufgeopfert, sagte sie kalt bitter, von meiner Mutter nicht allein; auch von andern. Sie ergriff einen Brief mit einer großen Heftigkeit, von dem Prediger wahrscheinlich. Stolz gieng sie ein Paar Schritte im Zimmer hin. Gut! sagte sie bitter lachend: meine Mutter hat mich zu dem Schlaraffenleben verdammt; ich will es führen, sie soll sich wundern.

Ihr Mann kam. Sie behandelte ihn mit einem unglaublichen Uebermuthe, er sie mit Artigkeit, aber einem listigen, lauernden Blicke Sie sagte ihm in meiner Gegenwart, daß sie ihn nicht liebte, und daß sie den Mann verachten müsse, der sich einem Mädchen aufzudringen die Niedrigkeit hätte. Ein feines Kompliment am Morgen nach der Hochzeit, sagte er lachend: wenn ichs nicht besser wüßte.

Sie warf einen Blick der allertiefsten Verachtung auf ihn. Wie kann man, sagte sie auf mich sehend, im glühenden Zorn, aus seiner Schande einen Spaß machen? Ich gieng zermalmt von dem Elende unsers Hauses.

Ach, muß ich weiter schreiben. Meine Schwester fieng an, sich in den tiefsten Taumel der Vergnügungen zu stürzen. Sie spielte, sie gab Fest an Fest, sie verschwendete. Und was das schlimmste war, sie äußerte unbedenklich den Haß und die Verachtung, die sie gegen ihren Mann fühlte, in jeder Gesellschaft. Sie that sogar alles, um

auch den sorgenlosesten Mann eifersüchtig zu machen. Ich weiß, das ist nichts als ein Spiel. Aber sie ist jung, sie ist schön. Ich zittre, daß aus ihrem Spiele Ernst wird.

Zu uns kommt sie selten. Sie ist stolz, kalt gegen ihre Mutter. Sie spricht mit Hohnlachen von Bürgerpack. Mein Mann, sagt sie oft, und mit unendlichem Hohn, ist würklich adlich. Niemand läßt meine Mutter bitterer fühlen, daß sie sich in den Adel drängt, als ihre Tochter. Das Unglück hat ihr Herz verhärtet. Ich bin überzeugt, daß sie den Vorsatz gefaßt hat, böse zu seyn. Ich vermuthe aus ein Paar Worten meiner jüngsten Schwester, daß sie den romantischen Plan gehabt hat, ihre Liebe gegen den Prediger fortzusetzen, daß aber der Prediger der dies für eine übermüthige Neckerei gehalten hat, ihr mit Verachtung antwortete. Ich zittere vor dem Ausgang der Begebenheit.

Mein Vater meint, daß meine jüngste Schwester mehr Charakter haben wird, sich nicht zum Opfer der mütterlichen Eitelkeit machen zu lassen. Sie hat mehr Charakter, das ist wahr. Du kennst ja den kleinen Trotzkopf. Aber dabei ist sie viel unbesonnener, leichtsinniger, und fast glaube ich, auch sinnlicher, als ihre Schwester. Ich fürchte, sie hat so gut ihren Liebeshandel, als ihre Schwester; aber sie ist verschlossener als sie. Auf allen

Falle, sagt sie mir neulich, da ich mit ihr darüber redete: muß ich Herr über mein Glück bleiben, und dazu gehört, daß ich allein weiß, was ich weiß. Denn die Mutter könnte mich leicht zwingen, Alles an Alles zu sezen. Denn so um Glück und Tugend, wie mein Vater betrogen ist, lasse ich mich nicht betrügen.

Sieh, Siegmund, so ist hier jedes Herz gegen das andre eine verschlossene, wohlverwahrte Vestung, jeder behorcht, belauscht, bewacht den andern. Jeder traut dem andern nichts als Plane gegen sein Glück zu. Mich hatte meine Mutter für das Staatsfach bestimmt. Ich habe nicht ja, nicht nein gesagt. Jezt habe ich es glücklicher Weise dahin gebracht, daß ich vorher erst ein beträchtliches Gut, das wir gekauft haben, in Ordnung bringen darf.

Ich verließ in der That mit Freude mein väterliches Haus. Es war, als wäre eine schwere Last von meinem Herzen gefallen, wie ich im Freien war. Und hier nun, wie der Frieden, die Liebe in Augustens Gestalt mir über den Kirchhof her, laut jauchzend, triumphirend entgegen flog, fast in meine Arme fiel vor Freuden, daß sie mich nach der ersten langen Abwesenheit wiedersah, endlich wiedersah! Endlich! endlich! rief sie. Welche Empfindungen erklangen in dem Einen Worte. Wie sie mich nun triumphirend, mit vor Freude glühenden Wangen, um mich her hü-

pfend, und mit Thränen, die ihr gewiß unbewußt, über ihre Wangen rollten, mit schnellen Athemzügen, dem kleinen Häuschen ihrer Mutter zuführte und, sehen Sie wohl, liebe Mutter, da ist er, er ist da! Er ist wieder da! Endlich da! O ja, Mutter, nun ist er da! in überwallender Freude jauchzte, und nun beide Arme erhob, sie langsam um ihrer Mutter Hals legte, an ihrer Mutter Busen versank, und mit matter, sehr matter Stimme sagte, zitternd sagte: er ist ja nun wieder da! da fiel die Endlichkeit des Lebens von mir ab, mein Wesen fühlte sich ewig, unendlich! Ich konnte diese Wonne nicht tragen, sie hätte mein Herz zerdrückt, wenn ich länger hätte stumm seyn müssen.

Ich umfaßte sie, ich zog sie von dem Herzen der Mutter empor, an mein Herz, das in dem Meere der Liebe vergehend, und doch so mächtig schlug. Meine Auguste! rief ich, und meine Lippen lagen auf den ihrigen, meine Thränen benezten ihre Wangen. Ich war außer mir.

Sie hob ihr Engelsgesicht empor, sie sah mich ernst an, dann lächelnd, dann immer lächelnder, dann stürzten zwei Ströme Thränen aus ihren Augen, sie legte vertrauend ihr Gesicht an meine Brust. Hast du mich verstanden, Auguste? fragte ich, mein Gesicht sanft dem ihrigen nähernd. Sie sah mich schweigend an, erröthend. Ich wiederholte meine Frage. Leise sagte sie: wenn ich

Sie nicht verstanden hätte? Wenn — sie legte die Hand auf ihr Herz. Meine Auguste! sagte ich, hast du mich nun verstanden?

Sie sah mich an, auf ihrem Gesicht kämpfte Blässe mit Glut, in ihren Augen Ohnmacht mit dem strahlendsten Leben. O liebe, liebe Mutter! seufzte sie leise, und sie streckte ihr aus meinen Armen beide Arme zu. Ich führte sie langsam ihrer Mutter hin. Seyn Sie auch meine Mutter, sagte ich, ich liebe Augusten; geben Sie mir Ihr Kind.

Gott sey gelobt! sagte die alte Frau, und warf Blicke voll Güte, voll Trost auf ihre Tochter. Auguste sagte mit der lezten Kraft ihrer Seele: ich habe Sie verstanden; o vom ersten Augenblicke an; aber ich verstand mich selbst nicht. Ein Schmerz, den Sie nicht kennen, hat mir mein Herz gezeigt. Ich bin — zitternd sagte sie das — fast, fast Braut. Heute ist mein Verlobungstag!

Fast! rief ich erschreckend: fast! also nicht. O Gott sey gelobet!

Ja, Gott sey gelobet! rief Auguste. Ach, Mutter, Mutter, wie unglücklich konnten wir werden. O sehen Sie, daß ich Recht hatte.

Recht? wie so? Worin? fragte ich.

Meine unglückliche Auguste wollte durchaus Nein zu einer Anwerbung eines Mannes sagen, der ein guter Mensch, jung, geachtet ist, und

sein gutes Brod hat; weil sie nun einmal glaubte, Sie würden sie heirathen. Ich zweifelte. Sie blieb dabei. Unsre Verwandten, ich selbst, drangen in sie; ach! Herr Treiber, welche Tage, welche Stunden, seit sie meinen Bitten um das Jawort nicht mehr widerstehen konnte! Auguste legte während der Erzählung ihr Haupt immer fester an meine Brust. Aber nun, sagte sie: bin ich ja glücklich, nun ist der Todesschmerz ja vergessen! Mein ist er, an dessen Treue ich glaubte!

Sieh, Siegmund, so ward sie mein! und diesen Frühling, von der Liebe bestrahlt, durchleb' ich an Augustens Herzen. Er geht dahin wie eine große Feyerstunde. Ich bin glücklich, glücklicher als die Riesenwünsche meiner Jugend mich hätten machen können.

Holzenach.

Hier bin ich, Siegmund, bei * *. Sende deine Briefe unter der Adresse an den Verwalter Döring. Der bin ich jezt. Mein geliebtes Weib läßt dich grüßen. Weib? ja, Weib! Auguste ist mein Weib! Das Geschick lasse uns Gesundheit, nur Gesundheit, und dann nehme es mir alles, alles; und dennoch bin ich glücklich.

Ich kam von Neuhof bei meinen Eltern an. Meine Mutter hatte mir indeß einen Titel, eine Braut, und ein reichliches Etablissement gegeben. Von dem Etablissement fieng sie zuerst an. Es

war mehr als ich je hoffen konnte. Dann kam der Titel; ich lächelte. Nun, nach einigen Umschweifen, der Heirathsvorschlag. Das ist unmöglich, liebe Mutter, sagte ich ruhig aber fest. Ueber diesen Punkt bin ich fest, fest wie ein Mann, entschlossen, mein eigener Herr zu bleiben.

Anfangs giengs recht artig. Nach und nach erhizte sich meine Mutter, sogar Drohungen, mir ihr Vermögen zu entziehen, erlaubte sie sich. Mutter, sagte ich so stark als ich konnte, sagen Sie so etwas noch einmal, so wäre ich kein Mann, wenn ich je etwas von dem Ihrigen nähme. Ich kann arbeiten, das wissen Sie, und ich schäme mich nicht, arm zu seyn; auch das wissen Sie. Ich habe eine Braut.

Sie fuhr auf, in der That, mit einem mehr als weiblichen Zorne. Meine Einwilligung, rief sie triumphirend, erhältst du nie, und so —

Du bist eine reiche Frau, rief mein Vater, ich aber bin Vater. Meine Einwilligung hast du, Ludwig! du bedarfst keine andere.

Wie? sagte sie mit Augen voll Erstaunen, Du? Du? Du giebst ihm deine Einwilligung? Sie erblaßte.

Ich will Ein Kind wenigstens behalten. Du hast meinen Seegen zu deiner Heirath, lieber Ludwig.

Deinen Seegen, rief sie heftig, aber nicht ei-

nen Pfenning, wenn er es wagt. Sie flog zur Thüre hinaus.

Mein Vater wendete sich ab an ein Oelgemählde von meiner Mutter aus ihrer Jugend. Er betrachtete es mit wehmüthigen Blicken. Dann wendete er sich zu mir, und fragte ernst: was willst du thun, Ludwig?

Ich werde heirathen, dem Vermögen meiner Mutter entsagen, Justizkommissair werden.

Heirathen, ja. Wie heißt deine Braut? Er schrieb mir seine Einwilligung zu meiner Heirath. Er gab mir das Papier mit einer schmerzvollen Umarmung. Das Uebrige, sagte er, taugt nicht. Dem Vermögen deiner Mutter entsagen? Kann der Sohn der Mutter nicht ein hartes Wort verzeihen? Willst du sie denn ganz kinderlos machen? Behalte ihr dein Herz auf, mein Sohn, wenn deine Mutter alles verloren hat, ausser ihrem schweren Goldklumpen. Er sann nach. Geh nach Holzenach, unter einem fremden Namen, als Verwalter, bis der Sturm vorüber ist, der mit unbarmherziger Strenge die reiche Erndte unsrer Liebe und unsers Glücks zerschlägt. Sei gehorsam, mein Sohn, und sei glücklich!

Mein Vater ließ mir sogleich alle Papiere ausfertigen, die meine Heirath und mein neues Amt erforderten. Ich reiste ab, meine Mutter wollte mich durchaus nicht sprechen.

Meine älteste Schwester ist ein seltsames Ge-

schöpf geworden. Ich begreife sie nicht. Sie ist kalt, einsylbig, herrisch, hochmüthig, despotisch geworden. Sie ist ganz allein, und nichts weiter als eine vornehme Frau. Sie besucht unser Haus selten, und immer nur um ihre Mutter das drükende Gewicht der Geburt ihres Mannes fühlen zu lassen. Ihr weiches Herz ist unter ihrem harten Unglück zu Marmor geworden. Sie zeigte mir eine unerträgliche Verachtung, wie sie hörte, daß ich eine Bürgerliche heirathen wollte. Ich hoffe, sagte sie eiskalt, du wirst mich und mein Haus mit dem Anblicke deiner Frau verschonen. Ich erstarrte; aber es war nicht anders. Sie blieb dabei. Wir schieden kalt aus einander.

Und mein Vater hat Recht. Meine Mutter fühlt, daß sie ihre Tochter auf ewig verloren hat. Sie thut alles, um ihre Liebe wieder zu gewinnen; aber vergebens! Ich fürchte, sie hat ihre Tochter verloren. Meine jüngste Schwester trägt sich mit etwas Wichtigem. Sie schweigt, grübelt; aber man sieht, sie ist entschlossen.

Ich reiste ab. Ich hatte an Augustens Herzen alles vergessen. Sie wurde mein Weib, und ich zog nach Holzenach als Verwalter. Sie fand die Gründe, die ich ihr gab, unsre Namen zu verändern, gut. Aber sie dachte nicht daran. Wir leben unbeschreiblich glücklich.

Mein Vater ist hier gewesen. Er liebt meine Frau unaussprechlich. Er vergaß in ihrer Ge-

sellschaft allen seinen Kummer. Meine Frau grüßt dich.

Holzenach.

Siegmund, meine jüngste Schwester ist verschwunden. Meine Mutter wollte sie verheirathen. Sie erklärte, sie will nicht. Sie beruft sich auf ihre Schwester. Meine Mutter besteht auf ihrem Kopf. Der Mann, den man ihr vorschlug, war jung und gut. Auf einmal ist meine Schwester verschwunden, und mit ihr eine grosse Summe Geld, und Kostbarkeiten. Man sucht auszufinden, wohin sie ihre Zuflucht genommen hat; aber alle Nachforschungen sind vergebens. Man weiß nur aus einem Briefe, den sie zurückgelassen hat, daß sie mit einem Manne gegangen ist, der sie liebt. Meine Mutter ist durch diese Flucht höchst gebeugt, und das Schlimmste von allem ist, daß Julchen durch harte Vorwürfe, die sie meiner Mutter macht, das Elend vermehrt. Sie droht meiner Mutter, sogleich allen Umgang mit ihrem Hause abzubrechen, sobald sie einen Schritt thut, die Entlaufene wieder zu finden. Wie kann ich mit einem Hause, das sind ihre eigenen Worte gewesen, länger in Konnexion bleiben, wo der Sohn eine entehrende Mißheirath thut, und die Tochter mit einem Vagabunden entläuft.

Meine Mutter wagt es zuweilen, uns zu vertheidigen; aber dann zittert sie, daß ihre Tochter ganz mit ihr brechen werde.

Mein alter Vater jammert mich. Er ist der einzige, der unter diesem unnatürlichen Kampfe leidet, und doch hat er den Muth nicht, ihnen den Kopf zu brechen. Mein Glück steigt von Minute zu Minute. Heute denke ich, höher kann es nicht steigen, und morgen bin ich glücklicher als gestern. Ich werde bald Vater werden. Gott helfe durch diese schwere Stunde. Auguste ist sehr gesund.

Holzenach.

Sie ist wieder da, meine arme unglückliche, jüngste Schwester. Sie war in die Hände eines elenden Verführers gefallen, der unter der Maske von Genialität, Großmuth, Weltbürgersinn sich ihres Herzens zu bemächtigen gewußt hat. Wir hätten sie gerettet, hätten wir ihr Geheimniß gewußt, und ihr Geheimniß hätten wir gewußt, wenn sie Vertrauen hätte haben können, man wollte sie glücklich machen. Sie entfliehen. So lange meiner Schwester Geld reicht, ist er der vorige. Wie das Geld verzehrt ist, gehen sie zu einer Schauspielertruppe. Meine Schwester betritt die Bühne mit Widerwillen, aber sie muß. Nun will der Elende sie bereden, sich den Armen eines Reichen zu überliefern. Da erst erblickt sie die Schändlichkeit ihres Verführers. Sie trennt sich von ihm, so hat er sie gemißhandelt.

Fast vergehend in dem härtesten Elende, schreibt sie endlich an meinen Vater. Meine Eltern ma-

chen Anstalten, ihr unglückliches Kind zu hohlen. Wie? sagt meine Schwester mit aller Härte eines unbeugsamen Stolzes, Sie wollen eine Entehrte, eine Landläuferin, eine liederliche Schauspielerin hieherbringen? Gut denn, sobald Sie einen Schritt für das Mädchen thun, ist unser Umgang zu Ende, und sie hält Wort!

Meine Schwester kommt an, und Julchen bricht mit einem zur Schau gegebenen Eklat mit ihrer Eltern Hause. Die Begebenheit meiner Schwester, die man ein Geheimniß glaubt, wird stadtkundig, und wahrscheinlich durch die Erzählungen meiner ältesten Schwester.

Meine Mutter ist ausser sich vor Zorn, Wuth, Haß, Mitleid, Liebe, gedemüthigten Stolz. Sie will ihre älteste Tochter enterben; sie will der Stadt zum Troz ihre jüngste Tochter bei sich behalten, in die Gesellschaft bringen sogar. Diß lezte ist sehr unglücklich ausgefallen. Meine Schwester ist beschimpft, und der Hochmuth meiner unglücklichen Mutter gebrochen.

Endlich ist mein Vater durchgedrungen mit seinem Rathe Sie will mit ihrer Tochter auf das Land gehen. Auch die Aerzte haben das gerathen. Meine Schwester kränkelt; ihre Gesundheit hat der Gram, der Mangel, die Scham, die getäuschte Treue und Liebe so geschwächt, daß sie wahrscheinlich ihr Opfer werden wird. Die Aerzte zucken die Achseln.

— — —

Ja, sie kommen hierher, nach Holzenach. Ich muß schnell das herrschaftliche Schloß einrichten lassen. Meiner Schwester Zustand hat sich schnell verschlimmert. Meine Mutter weiß es nicht. Sie hoft noch immer. Guter Gott! das ist das Ziel, das sie erreicht hat.

O wie glücklich wäre ich, wenn das nicht wäre. Mein Sohn , ein Engel. Oft weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht, vor aller Wonne, die ich genieße.

Holzenach.

Meine Schwester ist — todt. Meine Frau war unter dem Namen der Verwalterin ihre Wärterin. Meine Schwester liebte sie so zärtlich, daß meine Auguste es wagte, ihr zu entdecken, wie nahe sie ihr verwandt ist. Meine Schwester verlangte mich zu sprechen. Ich sprach sie heimlich. Ach Sigmund! Sie stirbt ein Engel! Sie macht Niemanden als sich selbst Vorwürfe. Hätte ich nur sagen dürfen, ich liebte! das ist das einzige, was sie noch wohl sagt.

Meine Mutter war den ganzen Tag bei ihrer kranken Tochter, des Verwalters Wohnung ist so weit vom Schlosse, daß ich nicht befürchten durfte, je von ihr gesehen zu werden. Endlich starb meine Schwester. Meine Mutter nimmt die Sterbende in ihre Arme, und schreit mit lauter zerschmetternder Stimme: o Gott, so bin

ich nun kinderlos! Die Sterbende schlägt die brechenden Augen auf, sagt mit matter Stimme: Ludwig Ihr Sohn! und dann verläßt der Athem sie. Zärtlich weinend steht die Mutter an der Leiche, ihr Herz ist gebrochen, ihr Stolz mit dem Herzen.

Mein Vater umarmt sie, ergreift ihre Hand, und führt sie aus dem Sterbezimmer, schweigend, über den Hof zu meiner Wohnung. Er öfnet das Zimmer. Meine Frau saß auf meinen Knieen, ihren Sohn an der Brust.

O Mutter! rief ich. Da erkannte sie mich. Mein Sohn Ludwig, seufzte die bekannte Stimme, uud sie streckte mir die beiden ofnen Arme entgegen. Ich sank hinein. Sie hielt lang die mütterlichen Lippen auf meinem Munde; dann sah sie umher, betrachtete meine Frau, meinen Sohn, das Zimmer, die Möbles, und fragte endlich: was ist denn das alles hier?

Mein Vater sagte: das ist dein Sohn. Hier in diesem kleinen Stübchen wohnt er mit Frau und Kind, und das Glück, das höchste Glück des Lebens, Frieden, Liebe, Vertrauen, Demuth mit ihm. Er war hier Verwalter.

Verwalter? fragte sie ungewiß, ängstlich.

Liebe Frau, ja, das mußte er seyn; denn wolltest du ihn denn mehr seyn lassen?

O, rief sie, ihr Herz zerfloß in Mutterliebe: er ist mein Sohn. Ich bin seine Mutter. Er

liebt mich noch. O Ludwig, du liebst mich noch!

Da kniete ich vor ihr hin, meine Auguste mit dem Sohn am Busen kniete neben mir. Sie hob aber das blasse Gesicht, auf dem Thränen hiengen, schmerzlich gen Himmel auf, und rief: wenn sie mich nur wieder lieben! Ach nur lieben! nur lieben!

Es war eine Herzzermalmende Szene, Siegmund. Wie sie, bittend um Liebe, mich, mein Weib, ihren Enkel, einen um den andern an ihr Herz drückte. Dann, endlich unsrer Liebe sicher, führte sie uns triumphirend auf das Schloß. Es ist dein, mein Sohn, rief sie, alles was ich habe, ist dein! Sie war unbeschreiblich zärtlich.

In der That sie hat mir das Gut abgetretten, und meine Schwiegermutter, die bei mir ist, kann durchaus nicht begreifen, wie ihre Auguste zu einem Schlosse kommt. Ich hoffe, wir sind vollkommen glücklich. Adieu.

Holzenach.

Mein Schwager ist todt. Der Tod hat glücklich auf das Herz meiner Schwester gewirkt. Sie hat, ob sie gleich davon nichts merken läßt, neue Hofnungen gefaßt, glücklich zu werden, und diese Hofnungen haben die Eiskruste von ihrem Herzen weggeschmolzen. Mutter und Tochter sind wenigstens aufrichtig versöhnt. Sie leben beide mit meinem Vater auf Grundeberg, einem zweiten Gute meiner Mutter. Meine Mutter wird nicht ganz aufhören,

glänzen zu wollen; aber ich bin gewiß, daß sie es nicht wieder auf Kosten von Menschenherzen thun wird.

Meine Auguste bittet dich zu Gevatter. Ach, ihr schönes demüthiges Herz ist mir der Bürge, daß mein Glück dauren wird bis an unsern Tod. Gott segne dich, Siegmund. Ich erwarte dich nach deinem Briefe morgen mit deiner Frau, auf deren Bekanntschaft Auguste sich freut. Gott segne dich, und alle Menschen, wie er mich gesegnet hat!

Die Brüder.

Steinspring.

Matt an Laval.

Da bin ich wieder, mein Herzens-Freund! und der Zufall wirft mich mitten in die fröhliche Weinlese hinein, mitten in die Triumphgesänge, unter die Geigentöne, unter die Tänze, in das frohe, rege Leben des jauchzenden Volkes. Mir wars, als empfienge den Heimkehrenden das Freudengeschrei in den Weingärten, als feyerte jedes Fest meine Rückkehr.

Vor sechszehn Jahren hieng ich an deinem Hal-

se, und schwor, ich werde nie wieder fröhlich seyn! O weißt du, wie ich zum leztenmale bei Landsend dir die Hand reichte, das Boot mich erwartete, das Meer mit seinen rauschenden Wellen vor mir lag. und du riefst: o trage ihn hin, trage ihn froher zurück, da rief ich: sage so nicht, o so sage nicht! Es bedeke bald dieses trostlose Herz! Stumm rissen wir uns von einander. O damals fürchtete ich nicht, daß eine frohe Minute mir noch erscheinen könnte. Und die Zeit bedeckt alles, auch die tiefsten Wunden des Herzens. Sie hat meine bedeckt, ach, fast geheilt. Und nun gießt die heimische Luft, die bekannten Gesänge, der Anblick der Weinhügel, auf denen ich als Knabe so froh war, wieder ein ganz frisches Leben in diese sehnende Brust, und hat die Sehnsucht, und hat den alten Schmerz gestillt.

Von der Höhe hinab erblickte ich das Haus meines geliebten Bruders. Meine ganze Jugend stand fröhlich vor mir, mit verbreiteten Armen flog ich die Terrassen zwischen den Weinhügeln hinab. Auf einmal wars, als griffe eine kalte Hand in meine heisse Brust. Welche Veränderungen seit sechszehen Jahren! Lebt er noch? Ich stand, ich athmete schwer. Im langsam bedächtigen Gange nahete ich mich dem Hause.

Mein Bruder kam eben aus dem Zimmer, wie ich die Hausthüre öfnete. Er sah mich einen Augenblick an, erkannte mich, und flog mit ei-

nem Freudengeschrei, das mir zu gleicher Zeit sein Glück ansagte, in meine Arme. O Leberecht! O August! in diesen beiden Nahmen, in zwei Strömen von zärtlichen Thränen, in einer langen stummen Umarmung bestand das Willkommen der beiden Brüder. Die Familie hatte uns längst umringt, ich hatte es nicht gesehen. Er stellte mir seine Frau vor, ein fremdes Gesicht. Aber da er mir ihren Namen nannte so flog ich noch einmal in seine Arme, und flüsterte leise: so bist du doch glücklich!

Da fiel mein Geschick wieder erdrückend auf mein Herz. Und du? fragte er. Alles hin! war meine Antwort.

Sein Sohn, von seiner ersten Frau, wurde mir vorgestellt. Mir schien es, als ob zwischen Vater und Sohn etwas wäre.

Doch dazu gehört eine Geschichte, die ich dir geben will. Mein Vater lebte am Hofe zu *** als Günstling des Fürsten. Meine Mutter liebte den Hof nicht, und da sie nur die Tochter eines reichen Kaufmanns war, hatte sie auch die Gerechtsame nicht, am Hofe zu erscheinen. Sie lebte mit mir und meinem Bruder auf dem Gute meines Vaters. Wir sahen unsern Vater nur ein Paar Tage in jedem Jahr. Er kannte uns nicht, er liebte uns nicht. Wir zitterten nur vor ihm, wir liebten nur unsre Mutter, die eine vor-

trefliche Frau war. Unser Vater warf nie andere als finstere Blicke auf uns. Er war mit der ganzen Erziehung, die wir erhielten, unzufrieden. Sie sollen einmal, sagte er in unsrer Gegenwart zu meiner Mutter, in die Welt. Was sollen ihnen dort die phantastischen Grundsätze einer überspannten einsiedlerischen Tugend? was hilft ihnen dort das, was du Begeisterung nennst? diese empfindsame Schwärmerei mit erträumten Idealen von Freundschaft und Liebe, von Großmuth und Tugend, die nichts sind, als das gedankenlose Spiel des Müssigganges, der seine Trägheit damit verschönern möchte? Sie sollen in die Welt; sie sollen vorwärts auf der Laufbahn der Ehre und des Glücks, die ich ihnen eröfnet habe.

Meine sanfte Mutter lächelte geduldig und nachgiebig. Laß ihnen, sagte sie, die Begeisterung, die den jungen Herzen so natürlich ist. In der Welt wird Feuer und Muth daraus, mehr nicht, du warst ja selbst so. Mit einem schönen Blicke voll Liebe erinnerte sie ihn an die Vergangenheit. Er runzelte die Stirn, und sie nahm ihre Kinder statt seiner an die volle Brust. Wir waren froh, wenn er wieder abreißte. O Laval, du weisst nicht, wie wir uns liebten. Ein stiller Kummer hatte den Lebenskeim meiner Mutter zernagt. Sie starb, sie faßte unsre Hände in ihren kalten Händen zusammen. Sie konnte nicht mehr reden. Aber ihr Blick sprach. Wir

umarmten uns vor ihren Augen. Sie lächelte, und war nicht mehr. Wir waren untröstlich.

Wir schworen uns noch einmal auf ihrem Grabe eine ewige Liebe! ewige Treue!

— — — —

Wie das alles mich wieder gerührt hat, Laval. Ich mußte abbrechen. Ich führte meinen Bruder nach dem Grabe meiner Mutter, und als ob er wüßte, was ich geschrieben hatte, fiel er in meine Arme, und rief: ewige Liebe! ewige Treue!

Mein Vater sandte uns nach dem Tode unsrer Mutter in eine Erziehungsanstalt, von da auf die Akademie. Wir schlossen uns immer fester an einander. Endlich mußten wir in die Residenz zu unserm Vater. Er kündigte meinem Bruder an, daß er seine Hand der Tochter des Ministers geben sollte. Mein unglücklicher Bruder liebte. Er warf sich vor meinem Vater nieder und gestand ihm seine Liebe.

Desto verdienstlicher ist dein Gehorsam, sagte mein Vater mit einem kalten, lachenden Spotte.

Meine Geliebte hat mein Wort! fuhr mein Bruder muthiger fort.

Ohne mein Wissen? fragte mein Vater mit funkelnden Augen, aber sogleich sezte er kalt hinzu: laß dir dein Wort zurück geben; das giebt noch eine rührende Scene. Ich erwarte Gehorsam ohne allen Rückhalt. Er gieng.

Mein Bruder fiel in meine Arme. Ich rief

im heftigsten Zorne: das ist kein Vater; das ist ein Despot! Ich suchte meinen Bruder gegen meinen Vater aufzuwiegeln. Er war entschlossen, nicht zu gehorchen. Aber mein Vater behandelte ihn so kalt, so lächelnd, so spottend, und zugleich so besonnen, so bedächtig, daß er meinen Bruder im Netze hatte, wie der noch glaubte, tausend Ausflüchte zu haben.

Mein Bruder mußte seine Verbindung mit einem so guten und liebenswürdigen Mädchen zerreissen lassen, und mein Vater that das so gewaltsam, so ohne alle Schonung des Mädchens, daß es mich aufs äusserste empörte. An dem Hochzeittage meines Bruders fragte er mich: hast du etwan auch eine Verbindung, August?

Kalt, mein ganzes Herz zog sich bitter und erstarrend bei der Frage zusammen — antwortete ich: nein!

Sonst, siehst du, fuhr er fort, weiß ich mir Gehorsam zu verschaffen. Ich schwieg; aber fest entschlossen, ihm zu zeigen, was ein Sohn darf, wenn der Vater sich alles erlaubt.

Seltsam, Laval, von diesem Augenblicke an fühlte ich die Neigung, eine Verbindung mit einem armen, mit einem bürgerlichen Mädchen zu schließen. Diese Neigung wurde unumstößlich in meinem Herzen. Ich hatte meines Bruders Unglück, seine Schande, denn das Gefühl, daß er sich so feige den Drohungen seines Vaters erge-

ben hatte, war sein höchstes Unglück; dieses Gefühl seiner Schande, die Thränen, das hülflose Elend seiner unschuldigen, und so öffentlich gekränkten Geliebten hatte ich zu rächen. Ich war um jeden Preiß dazu entschlossen.

O Laval, dahin hatte mein Vater es gebracht, daß der Sohn gegen sein Glück verschworen war. Wir waren alle unglücklich. Auch mein Vater; denn mein Bruder, sobald er das Vermögen seiner Mutter hatte, zerstörte alle Hoffnungen alle Aussichten meines Vaters. Er gieng nach Steinspring auf sein Gut.

Steinspring.

Matt an Laval.

Da hast du das Elend von tausend Familien! die Herrschsucht, die alles um sich her fesseln will, und die erbitterte Nachsucht, welche mit den Fesseln auch die süßen, heiligen Bande der Natur zersprengt. Wir wollen nichts haben als Sklaven, und schlagen die Hände zusammen, wenn wir nichts sehen, als den störrischen Sklavensinn, den dumpfen Haß. Ich würde nicht ein Wort darüber verlieren, denn ich hatte längst Frieden geschlossen mit der Asche meines Vaters, der ärmer, der trostloser starb, als seine Söhne lebten. Ich würde kein Wort darüber verlieren, wenn nicht diese Giftpflanze sich in dem Hause meines Bruders reichlich fortgepflanzt hätte. Soll denn die Thorheit meines Vaters ewig dauren? frag

ich. Wollt ihr denn nie glücklich seyn? Warum klagt ihr ihn an, wenn ihr eben so hart, eben so tyrannisch seyd? Soll denn nie die Liebe wieder ihr Füllhorn voll Segen, voll Frieden über eure Häupter ausgießen? das frag ich. Mein Bruder antwortet mit einigen Seufzern, seine Frau mit störrischen, finstern, gehäßigen Blicken.

Und so erinnern sie mich beständig an meine unglückliche Vergangenheit. Sie verewigen ihren und meinen Schmerz. Höre weiter.

Ich war damals ein Jüngling voll Kraft, voll Muth, dem ohnehin die Gränze des väterlichen Hauses, des Vaterlandes, der Erde zu klein war. Es bedurfte wahrlich der väterlichen Härte nicht, um meine Blicke mit Sehnsucht auf die blauen Gebürge zu ziehen, auf denen die Abendröthe so klar, so durchsichtig, so lockend lag, mich zu der Frage zu bringen: o jenseits der Abendröthe, liegt da nicht ein glücklicheres Land? jenseits der Abendröthe des Lebens, dem Grabe, liegt da nicht ein höheres Leben? In den Armen, an dem liebevollen Herzen meiner Mutter, mitten unter den zwanglosen Spielen mit einem geliebten und glücklichen Bruder hatte ich so gefragt. Unter dem Geklirre der Sklavenketten, die meines Vaters drohende Hand über meinem Haupte hielt, rief ich vertrauend: jenseits! o jenseits nur wohnt Ruhe für dieses Herz. Mein Vater wußte das, denn ich gab mir gar keine

Mühe, mein Inneres zu verbergen. Mein kaltes Schweigen, mein finsterer, zu pünktlicher Gehorsam verriethen mich ihm. Er wußte, daß ich nichts mehr haßte, als die strenge Subordination des kleinen Militairs unsers Fürsten, dem keine große Kriegsthat erlaubt war, das nichts als die Bürde dieses Standes, den Gehorsam, foderte. Das wußte mein Vater, ob ich gleich den Krieg, und folglich das Militair eines großen Monarchen liebte.

Einen Morgen, nach einem vergeblichen Versuche, meinen Bruder wieder an den Hof zurückzubringen, warf er seine finsteren Blicke auf mich. Wirst du gehorsamer seyn? fragte er kalt und befehlend.

So lange ich kann! antwortete ich fest und eben so kalt wie er.

Bursche, sagte er lächelnd, ich habe nie einen Menschen gefürchtet.

Ich eben so wenig, sagte ich unbesonnen. Er sah mich mit verfinsterten Blicken an; dann fuhr er an Hof. Wie er zurück kam, sagte er kalt: ich werde sehen, ob du gehorchen wirst. Du bist Lieutenant bei der Garde. Mein Inneres brauste. Doch antwortete ich kalt: ich bin Lieutenant! Ich war nicht im Stande, ein bitteres Lächeln zu verbergen. Wenn du gehorchst, sagte er spiz: mir gilt es gleich, warum du gehorchst.

Das sollte keinem Menschen gleich gelten.

Denn man gehorcht nur, so lange man muß, wenn man nicht will, und was müßte der Mensch, der ein Mann ist? Liebe, mein Vater, ist doch etwas.

Wenn du das weißt, Undankbarer, rief er, so solltest du nicht daran erinnern. Fort!

Ich wurde Lieutenant; aber mit welchem Gefühle des verschlossenen Hasses, der innersten Erbitterung!

Der Erbprinz war mein Chef. Wars eine Aehnlichkeit unserer Gefühle, unserer Leiden, die ihn an mich zog. Er zeichnete mich aus, so aus, daß es dem ganzen Hofe fühlbar wurde, und das Gesicht meines Vaters erheiterte sich. Er ließ mich in sein Kabinet kommen. Lieutenant, sagte er freundlich, der Erbprinz scheint dich so bestimmt auszuzeichnen, daß es wohl mehr ist als eine flüchtige Neigung. Ohne aber den durchlauchtigen Vater zu vergessen, wünschte ich, daß du von dieser Neigung den besten Gebrauch machtest.

Ich kann gar keinen Gebrauch von der Neigung des Prinzen machen; denn ich liebe ihn nicht.

Ich fordere aber, fuhr mein Vater heftig heraus, ich befehle dir aber —

Sie können von mir nichts fordern, was mir nicht möglich ist. Ich kann keine Liebe heucheln.

Mein Bestreben, es zu thun, würde, ich sage Ihnen das vorher, den Prinzen entfernen.

Ich will aber — Bursche, ich will — sogar der Fürst will es. Man will wissen, wie der Prinz über gewisse Dinge denkt, was seine Plane sind. Er ist verschlossen, finster.

Er liebte mich, der Prinz liebte mich, rief ich: guter Gott, und dafür sollte ich ihn verrathen? Ich, ich sollte seine Geheimnisse stehlen, um sie für meine Schande zu verkaufen. Vater, Spionendienste sind die Dienste eines Freiwilligen. Ich trage dieses Portd'epee, ich weiß, es ist eine Spielerei, aber so lange ich es trage, will ichs ehren. Wenn ich den Prinzen liebte, o Gott! keine Folter würde mir seine Geheimnisse entreissen. Vater, als Ihr Sohn bin ich zu einem Spion zu gut. Ich will Sie ehren, mein Vater.

Du sollst gehorchen, oder —

Oder — reden Sie dreist, mein Vater, oder? Wie heißt Ihr Oder? Ich nehme Ihr Oder an, ohne es zu kennen.

Du wirst es kennen lernen, du tugendhafter Schwätzer!

Man ließ mich einige Zeit. Ich glaube kaum, daß ich den Erbprinzen je geliebt hätte. Denn ihm fiel es allemal in den Stunden der höchsten Vertraulichkeit ein, daß er der künftige Herr war. Aber jezt? da mein Vater mir befohlen

hatte, zu dem Zweck befohlen hatte, jezt that ich alles, um mich so weit von ihm zu stellen, als es mir möglich war. Der Prinz hielt sich beleidigt, von dem Stolze eines Unterthans beleidigt. Er zeigte mir eine auffallende Kälte. Mein Vater tobte. Er wollte mich bestrafen. Ich hatte bei jeder kleinen Gelegenheit Arrest. Ich lächelte, ich spottete, ich scherzte sogar mit guter Laune darüber.

Man redete bei einem Hoffeste von einem neuen Stück, das man geben wollte, der Arrestant. Ich sagte laut und lachend: da giebt man meinen Charakter.

Du bist, sagte mein Vater nachher zu mir, ein Spaßvogel sehr zur unrechten Zeit.

Spaßvogel? fragte ich sehr ernst. Das steht Ihnen nicht an? Nun denn, ich will die Sache ernster nehmen. Das nächste Mahl, da man mich unschuldiger Weise in Arrest schickt, fordre ich meinen Abschied.

Mein Vater sah mich lachend an. Fodre! sagte er.

Und giebt man ihn mir nicht, fahr ich ruhig fort, so nehm ich ihn! Gleichviel wie? —

Ich sagte das so kalt, so fest, so ruhig, daß es würkte. Man ließ mir Ruhe. Aber mein Vater wollte Rache. Man sandte mich an die Gränze gegen die Kontrebandiers mit einem Kommando Soldaten. Mein Vater wollte mich mür-

be machen mit diesem beschwerlichen und unangenehmen harten Dienste, und er sandte mich meinem Geschick entgegen.

Steinspring.

Matt an Laval.

O liebster Laval, da sah ich noch einmal jene glückliche goldne Zeit der Jugend, wo das unersättliche Herz, die unermeßliche Seele, die Riesenhofnungen des vollen Herzens, die ewig wünschende Sehnsucht des Jünglings an dem heiligen Busen der Natur gesättigt, befriedigt und selig, in reichem Frieden ruht; wo das Leben in tausend frischen, hoch empor sprüzzenden Quellen der Lust in unsere Brust den Segen der Natur ergießt, und wo dennoch das Leben weniger gilt, als die stille Sehnsucht nach dem Jenseits; wo man die Hofnungen, die wie eine reiche Erndte sich in unsrer Brust empor richten, wo man die reichen Quellen des Glücks um eine Thräne verkauft, die man aus dem Auge des Geliebten oder eines Kummervollen trocknet; wo man eine Krone wegschenkt für einen großen Gedanken, und das Leben für eine große That; wo man mit Gott den stolzen Kampf wagt um die reinste Tugend und um die reinste Seligkeit; wo man keine andere Freudenthräne kennt, als die über ein fremdes Glück; wo die sichtbare Welt, das organische Leben nur die schlechte Hülle des Lebens in unserm Innern ist. — Ach, wenn es

ein Traum ist, warum weckt denn die neidische Hand den Glücklichen zu dem Wachen voll Niedrigkeit, voll Schmutz voll Verachtung? Und ist es denn ein Traum? o warum kehrt denn die Seele so oft in das verlorne Paradies der Jugend zurück? Woher die Sehnsucht, die kein Leben, kein Gold, keine Größe befriedigt? Die wie ein Leuchtthurm an der Gränze des unbekannten Landes durch den schmutzigen Nebel des Lebens von Zeit zu Zeit winkend erscheint? Wäre der Frühling ein Traum, wenn wir nichts als den Schnee der Polarzone gesehen hätten?

Erscheine holde Gestalt, die du den Glanz einer reinern Sonne, den Glanz der Ewigkeit über mein Leben warfst, erscheine wieder vor meinen trüben Blicken!

Ich war mit meinem Kommando noch nicht aus den Gärten, welche die Residenz umgaben, es war ein schwüler Tag — da sank ein Soldat ohnmächtig nieder. Ich sprang vom Pferde. Ich ließ seine Binde aufmachen. Ich ließ ihn in den Schatten eines Baumes bringen. Hieher! hieher! rief ein Mädchen, und zeigte auf ein Gartenhäuschen, in dessen Thüre sie stand. Wir brachten ihn hinein, in einem Augenblicke stand das Mädchen wieder da mit Thee, mit Erfrischungen. Der Mann fieng an sich zu erholen. Ich hatte meine Blicke auf ihn gerichtet, weil mir einer seiner Kameraden gesagt hatte, daß die

Trennung von seiner jungen schwangern Frau wohl mehr die Ursache seiner Ohnmacht sey, als die Hitze.

Armer Junge! sagte ich mitleidig: guter, armer Junge! Das Mädchen, das ich noch nicht angesehen hatte, legte beide Hände umspannend auf meinen Arm, und fragte mit einer Stimme, die in Mitleiden brach: o geht es denn nicht an, daß er hier bliebe? Ich sah mich um nach dem Mädchen. Nein, liebes Kind, das geht nicht.

O das ist doch grausam, sagte sie sich abwendend, mit dem Blicke des Unwillens, der mich traf.

Grausam wohl, sagte ich, aber nicht meine Schuld, gutes Kind! Ich beklage ihn so gut wie Sie.

Sie wendete sich wieder an mich, mit süßem Vertrauen: aber der Mann kann nicht gehen.

Ich zuckte die Achseln. Der Bursche richtete sich auf, und sagte: es wird wohl werden. Ich bot ihm mein Pferd an. Aber mein Gott, sagte das Mädchen lebhaft, und faßte meinen Arm wieder: da Sie so gütig sind —

Ich sah sie an. Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Ein Paar Stunden könnten Sie ihm doch zum Erhohlen gönnen. Ein paar Stunden wenigstens.

Mein gutes Kind, Sie wissen nicht, wie schwer mein Stand ist. Das darf ich nicht. Nimm mein Pferd.

Oder könnte, sagte sie mir leise, seine Frau nicht mit ihm?

Ich lächelte, ich hätte um keinen Preis nein sagen können, so schön war die Stimme, die bat.

Die gute Seele! rief ein alter Unteroffizier. Hörst du? Der Bursche schüttelte den Kopf, nach einem Augenblick Lächeln. Wovon sollte sie dort leben? fragte er traurig.

Wenn sonst nichts im Wege ist, sagte ich, dafür stehe ich! Kaum waren diese Worte heraus, so stand der Bursche auf den Füßen, den starren Blick auf mein Auge geheftet. Farbe goß sich in seine blassen Wangen. Aber wie? wie? fragte er. Das ist zu machen. Ich schicke meinen Bedienten zurück.

O Gott! rief der Mann, Herr Lieutenant! Sie sind für alle Menschen ein Engel, das weiß die ganze Kompagnie; aber für mich sind Sie Gott selbst. Meine Frau ist noch am Thore. Mein Bedienter sprengte davon. Der Bursche nahm sein Gewehr. Liebe Mamsell, rief er, Gott segne Sie dafür. Sie wissen nicht, wie glücklich Sie ein Paar arme Herzen, die nichts haben, als das Bischen Liebe, gemacht haben.

Hier brach dem armen Jungen die Stimme. Er konnte kein Wort mehr sagen. Des Mädchens Augen standen voll Thränen. Wir alle waren gerührt. Wir giengen weiter. Das Mädchen sah uns lange nach. Nach einer Stunde, es war,

als erwartete ein jeder von uns seine Frau, so zögerten wir, kam die junge Frau nach. Ich erwartete ein hübsches Weibchen, wie man das immer so macht. Das war sie nicht; aber sie liebte ihren Mann von ganzem Herzen, und nun war sie glücklich.

Sie erzählte, daß sie einen Augenblick bei dem Mädchen im Gartenhause gewesen war. Sie hatte ihr eine Flasche Wein für ihren Mann mitgegeben, und ein kleines Geschenk an Gelde mit dem schönen Zusatze: o warum muß ich arm seyn!

Sieh, Laval, das Mädchen war vergessen, so hübsch sie auch war, und so schön die Thränen auch in den blauen grossen Augen gelassen hatten, so oft mich auch der Bursche unterwegs wieder an sie erinnerte. Ich hatte mich denn doch für den Burschen und seine Frau so weit interessirt, daß ich mich selbst bei ihnen zu Gevatter bat. Nach drei Monaten wurde das junge Weib Mutter. Man bat mich zu Gevatter. Ich reite nach dem Hause, wo der Bursche lag. Er empfängt mich freudig bestürzt. Ich trete in das Zimmer, und das Mädchen aus dem Gartenhause tritt mir entgegen, eben so erstaunt als ich selbst. Sie weiß so wenig von mir, als ich von ihr. Denn mein Bursche, der beim Prediger kurz vor der Taufe noch etwas zu bestellen hat, findet sie dort. Sie erkennt ihn, sie frägt, sie hört,

sie bietet sich an, Taufzeuge des Kindes zu seyn. Sie fliegt in die Kleider, sie kommt, ich komme, und wir sehen uns wieder.

Zufall! habe ich hundertmal gesagt, Laval. Aber was ist denn minder Zufall im menschlichen Leben als dies? Alles oder nichts ist Zufall. Zufall, Zufall ists, daß sie mir entgegen tritt, das Kind des jungen Soldatenweibes an die Brust gedrückt, in der mütterlichen Stellung, die einen Engel verschönern würde. O sieh da! rief ich freudig bestürzt, sie nicht minder froh. Sie erzählt ihrem Vetter, dem Prediger, unsre Bekanntschaft. Man lacht, man scherzt, das Kind wird getauft. Der Prediger bittet mich, wie natürlich, zu sich. Da er den Huth ergreift, ergreife ich meinen. Man erklärt mir ohne alle Verlegenheit, daß ich mit meiner Gevatterin allein gehen müsse, weil der Prediger noch eine Amtsverrichtung auf einem nahen Dorfe hat.

Ich biete dem Mädchen meinen Arm. Das Dorf war ein Stündchen von dem Gränzhause, wo mein Bursche lag, entfernt. Ich gehe mit dem Mädchen, jezt durch dicken Wald, in lieblicher Dämmerung, wo uns tausend Nachtigallen empfiengen, jezt durch ein Wiesenthal, das sich an einem Bache hinauf um zehn schöne Hügel schlängelte, dann durch ein Gebüsch von Haselnuß und wilden Rosen, durch das ein so engen Fußpfad führte, daß mit jeder Minute das Band

in ihrem schönen Haar, bald die Fransen um ihrem Halstuche an einer Ranke, die wir im Eifer des Gesprächs nicht bemerkten, hängen blieben. Ich mußte sie zehenmal losmachen.

Am Arme eines jungen Offiziers, ein junges schönes Mädchen, allein, allein, in der tiefsten Einsamkeit; denn sie sagte mir selbst, daß dieser Fußpfad, so schön er sei, von Niemand anders besucht würde, als von ihr, weil er ein halbes Stündchen umführte. Ich sah das an dem unbetretenen Wege. Das sagte sie, so freimüthig, so sicher, so ruhig, als wäre ich ein Mädchen, wie sie selbst, oder ihr Bruder. Es war nicht eine Spur von Verlegenheit, von einem Geziere in ihrem Wesen. Es war die allerargloseste Unschuld, die reinste Heiterkeit in ihrem Gesicht, wenn sie es zu mir drehend sagte: schon wieder! wenn ich die Ranken aus ihrem Haar, aus den Fransen ihres Halstuches losmachen mußte. Sie hielt lachend die Ranken; ich wickelte sie los. Zwei Kinder hätten nicht fröhlicher und unschuldiger dieses heitre Spiel wiederholen können als wir. Nun aber traten die Gebüsche so nah an einander, daß wir hinter einander gehen mußten. Das Gespräch nahm ein Ende. Wir mußten weiter von einander gehen, um die zurückschlagenden Zweige zu vermeiden. Da betrachtete ich sie jezt zum erstenmal, diese feine Nymphengestalt, die

dennoch, troz der Schlankheit, so voll war, von jugendlicher Fülle der Gesundheit übergossen. Sie war nicht unter den Händen des Tanzmeisters, oder des größten Künstlers gewesen; denn ihr Gang war ein heiteres Schweben, das ein frohes Herz belebte.

Sie sah von Zeit zu Zeit lachend zurück, wenn ein gefährlicher Zweig zurückfahren wollte, sie nickte mir zu, als sähen wir uns jezt nach langer Zeit wieder. Ich fühlte jezt erst, daß sie unbeschreiblich liebenswürdig war.

Auf einmal sprang sie zehn Schritte vorwärts, und verschwand. Ich trat in eine Oefnung des Gebüsches auf die steile Spitze des Hügels, den sie mich unbemerkt hinauf geführt hatte, und der Anblick überraschte mich in der That.

Vor mir lag ein weites Thal, links das Dörfchen, wohin wir giengen, hell und freundlich. Vor mir öfnete sich das Thal in einer weiten Aussicht, von blauen, stolzen Gebürgen bekränzt. Rechts lagen Hügel über Hügeln mit Gebüsch, mit Wald, mit einzelnen Bäumen besezt, und zwischen den Hügeln immer eine schöne sonnigte Aussicht in die Ferne, und in der Tiefe die untergehende Sonne über einem dunkeln Walde.

Hier! hier! rief sie, sich auf einen Rasenhügel niedersetzend, ohne mich anzusehen; denn auch sie war im Anschauen verloren. Sie zeigte bloß auf den Platz neben sich. Ich sezte mich. Sie

müssen sich behelfen, sagte sie, denn der Sitz ist nur für mich allein. Wir saßen eng, eng zusammen, sie mehr an meine Brust gelehnt, als sitzend. Sehen Sie, sagte sie mit freudig bewegtem Accente: hier habe ich alle meine Herrlichkeiten vor mir. Dort ist die Pfarre, wo ich geboren bin. Mein Vater war hier Pfarrer Die Linde, dort die grosse, steht in unserm Garten. Da aßen wir, da lebten wir, da war mein Spielplaz, und hier ist mein Thron, hier, sie zeigte auf den Sitz, wo wir saßen. Ich habe meinen Thron mit Ihnen getheilt.

Und mitten aus dieser kindlichen, rührenden Heiterkeit verlor sie sich wieder mit Entzücken in die schöne Gegend, die vor uns lag. In der That, Laval, ich hatte bei diesem Mädchen nicht das Herz, nur eins von den gewöhnlichen Komplimenten anzubringen, die auch der edelste junge Mensch jedem Mädchen schuldig zu seyn glaubt. Ich hätte mich verachten müssen, wenn ich nur die Lust gehabt hätte, eines von ihren unschuldigen Worten verdrehen zu wollen.

Mein Herz bewegte sich nur sanft und zärtlich, da sie sagte, sie habe ihren Thron mit mir getheilt. Ich antwortete nichts als: bei dieser schönen Gegend ist dieser Sitz in der That der Thron.

Nicht wahr? sagte sie mich ansehend. Nun wollen wir hier die Sonne untergehen sehen, sezte

sie hinzu. Der Himmel wurde von Augenblick zu Augenblick schöner, je tiefer die Sonne sank, und des Mädchens Auge heiterer. Endlich sank sie, und purpurne Flammen loderten am Abendhimmel, links war noch eine Bergspitze von der Sonne geröthet. In Thale schwamm schon die tiefe Dämmerung.

Nun, sagte sie, nun! Sieh, Laval, mir war, als wäre ich an diese Stelle gebannt. Ich umfaßte das Mädchen. Sie litt es, ich drückte sie an mein Herz, sie sagte freundlich, und wenn nun der Mond schiene, und er erleuchtete nun das Thal drunten, und die weiße Kirche und den breiten Bach dort hinter der Mühle, Ihr Entzücken würde noch größer seyn. Sie schrieb meine Umarmung auf mein Entzücken. Sie verwechselte nur den Grund desselben.

Ihre Seele war tief bewegt, das hörtest du an der Begeisterung, mit der sie sprach, das sahst du an dem funkelnden Auge. Aber ihre Worte waren natürlich, ohn alle Ziererei. Sie nahm meinen Arm, und wir giengen ins Thal hinab.

Im Dorfe, wir durchgiengen es der Länge nach, grüßten sie alle Landleute, die vor ihren Thüren saßen, mit dem vertraulichen Gruße: gute Nacht, Jungfer Sephchen. Sie hieß Josephine, was ich nun wußte. Wir traten in die Pfarre. Sie ließ mich allein, nach ein Paar Minuten

kam der Vetter. Wir aßen. Man brachte mein Pferd. Ich ritt zu Hause, meine ganze Seele mit dem Gedanken an das Mädchen angefüllt.

Den andern Tag war ich wieder dort. Man empfieng mich noch zutraulicher als vorher. Welch ein Mädchen! hatte ich die Nacht vorher gesagt. Welch ein Charakter! Charakter! das fiel mir zum erstenmale auf, daß ich das hier nicht sagen konnte. Was wußte ich von ihr? Fast gar nichts, als daß sie ein heiteres unbefangenes Wesen war.

Wie ich wieder hier war, achtete ich genauer auf sie; aber da war nicht ein Zug, der sie in die Gränze eines bestimmten Charakters gebracht hätte. Ich hatte anfangs stille Größe genannt, was nichts als Unbefangenheit war. Und troz dem, daß nichts an dem Mädchen hervor stach, füllte sie mein Herz immer mehr mit einer süßen Sehnsucht. Welch ein Wesen! sagte ich auch hier noch.

Sie ließ uns eine Stunde allein. Der Prediger war ein feiner Mann, der die Welt kannte. Ich hörte, daß er nach dem Todte von Josephinens Eltern ihre Erziehung vollendet hatte. Wie haben Sie es angefangen, fragte ich, auf dem Lande ein so vorzügliches Mädchen zu erziehen?

Vorzüglich? Gut ist sie, und das ist schon genug, Herr Lieutenant. Auf dem Lande? Ich möchte fragen, wie in großen Städten eine gute Erziehung möglich ist? Sind die Eltern eines Landmädchens gebildete Menschen, und Sephchens

Eltern waren vortrefliche Menschen, so kann die Erziehung kaum mißrathen. Die Natur, die freie Luft, Arbeit, die Unschuld erhalten das Herz heiter. Die Freuden unsers Lebens sind rein wie unsre Luft, nicht von Eifersucht, von Neid, von Eitelkeit, von zu früher Koketterie vergiftet. Das Herz erwacht nicht früher, als bis die keusche Hand der Natur es erweckt. Heitere Unschuld, da haben Sie den Charakter des Mädchens, und warum sollte denn nicht jede Tochter eines gebildeten Landmanns, Pfarrers oder Försters, oder Gutbesitzers haben? Sind die Eltern gemeine oder gar verderbte Menschen, so sind die Töchter noch verderbter; denn auf dem Lande hält sie kein Anstand zurück, keine Sitte, keine Mode.

Und hatte er nicht Recht? Heitre Unschuld für das Mädchen! Liebe und Treue für Geliebte und Weib! Geduld und Fleiß für Mutter und Hausfrau! Guter Gott, wozu noch das Uebrige, was wir Charakter nennen? Diese kalte Größe, diese weinerliche, bleichwangige Sanftmuth, was sind sie anders, als die gefüllten, künstlich getriebenen Blüthen, unter deren üppigen Reichthum die ganze Pflanze erstirbt.

Das war, das war Josephine. So war sie, nichts mehr. Ich liebte sie; das fühlte ich. Und zum erstenmale fiel mir mein Vater mit Schrecken ein. O nun hätte ich gern seine ganze Liebe gehabt. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht

wenigstens versucht hatte, sie mir zu erwerben. Ich gieng im tiefen, finstern Nachsinnen zu Hause Die Zukunft, die ich im verkehrten Muthe, in meinem unbesonnenen Trotze gegen meinen Vater für einen Schatten gehalten hatte, den der Muth des Mannes bannen könnte, stand jezt drohend, unangreiflich, furchtbar herrschend vor mir.

Ich zitterte zum erstenmale vor meinem Vater, ich fühlte zum erstenmale das Bedürfniß seiner Liebe. Die Natur, die ich beleidigt hatte, fieng ihre Rache an, da ich das Wort Liebe aussprach, zu Hause fand ich einen Wagen, den Adjutanten meines Regiments und den Befehl, auf der Stelle mit ihm in die Residenz zurück zu kehren.

Morgen früh! sagte ich scherzend, um Zeit zu gewinnen, Josephinen noch einmal zu sehen.

Diesen Augenblick, sagte der Offizier. Ich habe bestimmte Befehle. Ich weiß nicht, Bruder, wie du scherzen kannst. Die Sache ist sehr ernsthaft. Er sah mich bedenklich an.

Ernsthafter, sagte ich, als du sogar denkst. Denn alles, was der Mensch je von Glück zu gewinnen weiß, steht jezt auf dem Spiele. Der Offizier schüttelte den Kopf. Ich übergab mein Rechnungen dem Offizier, der mich ablösete Ich sezte mich ein, und nach einigen Tagen waren wir in der Residenz.

Es war ein bloßes Mißverständniß, was meinen Vater zu dieser Strenge gebracht hatte. Ehe

ich ankam, war es schon gehoben. Er sagte es mir kalt, ohne mir auch nur die kleinste Entschuldigung zu machen. Ich war von ihr getrennt.

Steinspring.

Matt an Laval.

Sieh, wie der Haß aus allem sein äzendes Gift macht! Ich sah jezt alles in einem andern Lichte. Ich that alles, erst um das Vertrauen, dann die Liebe meines Vaters zu gewinnen, anfangs aus Eigennuz für meine Liebe, dann weil ich alles Recht, und er alles Unrecht haben sollte. So wie ich es that, wurde er mir lieber. Er ist mein Vater, sagte ich mir jezt oft, und immer mit mehr Zärtlichkeit. Und wenn er dir nicht erlaubt, glücklich zu seyn, ist er darum weniger dein Vater? fragte ich mich sehr ernst. Ich will mein Glück; er das seine, das meine auch, aber nur wie er es kennen kann. Seine Vorurtheile, sein stolzer Charakter! Bin ich nicht eben so stolz gegen ihn? Und was ists, was ich Wahrheit nenne? Sagte nicht meine Mutter selbst, der schöne Traum einer jungen Brust?

So sagte ich oft, und ich sah alles in einem mildern Lichte. Wie wenn das Mädchen heute die Frau eines andern würde, müßte ich sie nicht vergessen? Und soll ich nicht, nicht der Sohn für meinen Vater thun, was der Zufall für ihn thun, wozu er mich zwingen könnte?

So dachte ich, Laval; so dachte ich recht ernst.

lich. Es war nicht Heuchelei, nicht der flüchtige Gedanke eines bessern Augenblicks. Es war das in seiner Tiefe erschütterte Herz des Sohnes. Mein Vater war dem Tode nahe. Er ließ mich rufen. Er reichte mir beide Arme von seinem Bette entgegen. Er drückte mich an sein Herz, er vergoß Thränen. Soll ich, fragte ich, zu meinem Bruder senden? Er besann sich lange, dann schüttelte er den Kopf. Ich fürchte, sagte er abgebrochen, dein Bruder liebt mich nicht. Sag ihm, daß sein Name das lezte Wort meiner Lippen gewesen sey. Wir hielten uns innig erschüttert umarmt.

Ich hatte seine Liebe gesehen, seine Reue, was bedarf ein Sohn mehr? Es war alles anders!

Eine unerwartete Revolution gab ihm das Leben wieder. Mit der Gesundheit nahm auch nach und nach seine gebieterische Härte wieder zu. Das machte mich nicht irre. Ich erhielt in meinem Herzen die stille Ehrerbietung gegen ihn. So konnte ich viel, was mir vorher unmöglich gewesen war. Ich besuchte die Gesellschaften, den Hof. Ich that, als machte es mir Freude, und zulezt war es in der That so.

Ich liebte Josephinen noch immer; aber ich gab die Hofnung auf, sie zu besitzen. Ein Zufall trennte mich von ihr in dem Augenblicke, da ich ihr meine Liebe gestehen wollte. Zufall, es war der Genius der kindlichen Liebe! Ich wußte nicht

einmal ihren Namen, sie meinen nicht. Ich ließ alles vorbei seyn, wie es vorbei war. O sieh, er durfte nur mit einer gewöhnlichen Güte vor mich hintreten, und sagen, das wünsch ich, mein Sohn! und er hätte den Sieg über meine Wünsche davon getragen. Aber er verkaufte seinen Sohn ganz. Er hielt meine Liebe für Furcht vor einer neuen Entfernung aus der Residenz, und den Vergnügungen, an denen ich ihm zu Gefallen nur Theil nahm. Er glaubte meinen Willen gebrochen zu haben; er zog die Sklavenkette, an der er mich zu halten glaubte, enger zusammen. Bei der kleinsten Veranlassung sagte er spottend und hart: ich sende dich wieder an die Gränze.

O Laval! ich war ein guter Sohn! An die Gränze? Dort wohnte sie, die ich liebte. Ich durfte nur lächeln, nur den Fuß fest auf den Boden setzen, nur die kleinste Bewegung einer anscheinenden Widersezlichkeit machen, und ich hatte den lieblichsten Wunsch meines Herzens erreicht. Ich that es nicht, ich stand in tiefer Unterwürfigkeit vor ihm. Nichts regte sich in mir, als mein verlangendes Herz.

Mein Bruder kam. Er war finster, stumm; er war nicht glücklich. Er beobachtete uns. An einem Abend, da mein Vater uns verlassen hatte, sprang er wie begeistert auf, warf sich in meine Arme. Bruder, rief er, was es auch kostet, laß dich nicht in das unübersehbare Elend treiben,

worin ich lebe. Entflieh, verbirg dich. Ich habe Geld für dich; o ich hätte es für einen Fremden, um von ihm das höchste Elend des Lebens abzuwenden. Ich liebte —

Hier wandte er sich von mir, und schlug die Hände sanft, aber in tiefem Ausdrucke der Trostlosigkeit zusammen. Er wandte sich wieder zu mir, legte sein Haupt auf meine Schulter, und sagte langsam, ich liebe noch, und das ist nur der kleinste Schmerz meiner Seele. Ich verließ die ich liebte, und gab sie dem harten Manne Preis, der mein Vater heißt. Hier sanken Stimme, Arme und Blick beschämt. Er wendete sich nach einer Pause heftig wieder zu mir und rief: er hat mich gezwungen, mich selbst zu verachten. Aber dich will ich retten.

Ich tröstete ihn; aber ich verschwieg ihm meine Liebe. Ich fühlte, mein Herz würde sehr schwer seinem Antreiben, mich glücklich zu machen, widerstehen können. Ich schwieg, entschlossen, meine Liebe zu unterdrücken. O Laval, ich war ein guter Sohn. Das fühlte ich in dem tiefen Schmerze der Liebe, und in dem bessern Triumphe der Tugend.

Endlich forderte mein Vater — o Laval, es war mein Vater — etwas von mir, was ich ihm versagen mußte. Mußte! Er forderte — eine — Unredlichkeit. Ich schlug sie ab, milde, gütig, ehrerbietig. Er trieb mich immer weiter. Ich

schlug sie endlich mit kalter Festigkeit ab. Er legte lächelnd die Hand auf meine Schulter, und sagte triumphirend: du gehst an die Gränze. Mein Herz erhob sich, meine ganze Seele erhob sich, alle meine Pulse schlugen dem schönen Bilde entgegen.

Aber ich faßte seine Hände und rief zärtlich: O mein Vater! nur nicht dorthin! nur nicht an diese Gränze! Senden Sie mich, wohin Sie wollen, nur nicht dorthin! Sie wissen nicht, nein, mein Vater, Sie wissen gar nicht, warum —

An die Gränze, an eben die Gränze, sagte er kalt und triumphirend. Bei Gott, dahin!

Gut, sagte ich kalt aber sehr eindringlich, Sie und ich folgen einer höhern Macht. Ich erinnere Sie einst wieder an diese Stunde, und an meine vergebliche Bitte. Ich, ich, mein Vater, sage mich los von allem, was kommen kann, muß.

Er wurde neugierig. Was kann denn werden? was müßte denn werden.

Ich verbeugte mich stumm. Gut, ich kenne noch einsamere, langweiligere Winkel, sagte er lachend.

Ich zuckte die Achseln, und schwieg. Er verließ mich. Ich hatte mein Opfer gebracht. Ich war resignirt. Sieh, Laval, ich muß jezt über mich selbst lächeln. So wie ich allein war, sah ich in dieser Verknüpfung von seltsamen Zufällen

die Hand der Vorsehung. Ich glaubte Unrecht gethan zu haben, daß ich mich meinem Vater widersezt hatte, an die Gränze zu gehen. Wars nicht mein Vater, und immer mein Vater der mich in den Zauberkreis der Liebe stieß? an das Herz dieses Mädchens? Mir schien es jezt so gewiß, daß die Vorsehung mir die Hand dieses Mädchens bestimmt hatte. Die Leidenschaft verblendete mich. Wir machen unsre Leidenschaften zu dem Willen der Vorsehung, um nur nicht mit ihnen kämpfen zu dürfen.

Diese Vorstellung goß eine wundersame Ruhe über mein Wesen aus. Ich fühlte, ich hatte jezt alles gethan, was je ein Vater von dem Sohne fordern kann. Sendet er mich dahin, rief ich, gut, so hat Gott gesprochen, so ist sie mein Weib! Ich erwartete mit Ruhe, als mit einem zuversichtlichen Glauben, er würde mich an die Gränze senden.

Er that es nicht, und ich verzweifelte fast. Nach einigen Tagen kündigte er mir an, daß ich Kavallerie-Offizier sey, und daß ich mich gefaßt halten sollte, zu meiner Garnison abzugehen, einem kleinen Flecken, aber an der entgegengesezten Seite von jener Gränze. Du willst dich nicht in die Welt finden, gut, so lerne dann ohne die Welt leben! Ich antwortete nicht. Ich wußte selbst nicht, was ich in diesem Augenblick empfand!

denn ich hatte fest darauf gerechnet, er würde mich zu Josephinen senden.

Ich flog hinaus nach dem Garten, wo ich sie zuerst gesehen hatte; ich war fast gewiß überzeugt ich müßte sie dort finden. In der Thüre saß ein Mädchen von ihrer Gestalt. Ich verdoppelte meine Schritte. Sie war es nicht. Aber doch konnte ich die seltsame Täuschung nicht aufgeben, in welche der Zufall und meine Liebe mich versezt hatten. Ich redete das Mädchen an. Ich beschrieb ihr Gestalt, Kleidung des Mädchens, nannte ihr die Zeit, den Vornamen. Das Mädchen wußte von gar nichts. Sie behauptete, das müsse ein Irrthum von mir seyn, oder ein anderer Garten. Und in der That, es lagen da noch ein Paar Gärten mit ähnlichen Gartenhäusern. Die waren verschlossen. Sie nannte mir die Besitzer derselben, die sie alle kannte; aber von einer Predigertochter wußte sie nichts.

Ich finde sie wieder! rief ich auf dem Rückwege, ich muß sie wieder finden! und finde ich sie wieder, so ist sie mein, o all ihr guten Mächte des Himmels, so ist sie mein! denn ihr, ihr führet uns zusammen.

Steinspring.

Matt an Laval.

An welchen Faden hängt unser Geschick! und Laval, soll ich Vorsehung oder Zufall sagen? Gleichviel! denn bleibe ich nicht mein selbst, und

kann die Vorsehung mich berechtigen, wozu die Vernunft, die Sittlichkeit mich nicht berechtigt? O sind wir nicht Heuchler? Wenn wir die Hand der Vorsehung erkennen, wenn wir von Zufall reden; ist es nicht meistens nur unsre Begierde zu entschuldigen, oder einen Plan zu beschönen?

Genug, ich nannte Vorsehung, was mein Vater meine Strafe nannte. Ich war finster, daß ich jezt in die ganz entgegengesetzte Seite reisen mußte, als wo ich Josephinen erwarten konnte, ich war finster, daß mein Vater niemal nachgegeben hatte. Ich kam in meiner Garnison an. Man hatte mir eine Wohnung gemiethet, eines der besten Häuser in dem kleinen Städtchen. Ich gehe die Treppe hinauf, auf dem Vorsaale, ich blieb erstarrt stehen, tritt mir Josephine entgegen. O mein Gott, sagte sie mit dem Tone der reinsten Freude, das sind Sie? Sie? o welch ein glücklicher Zufall?

Das Wort griff ich auf. Zufall? Josephine! Zufall! rief ich freudig, entschlossen nun zu allem; und doch unruhig: Zufall, wenn ich Sie, Sie, Josephine, Sie, mitten in dem brennenden Sande der arabischen Wüste, und dann in den öden Schnee neben des Nordens wie einen guten Geist, antreffe? Zufall? Nein, bei Gott! nein!

Arabischen Wüste? fragte sie lächelnd, und ver-

wundert über die Leidenschaft, mit der ich redete. Sie lachte.

Ich schwieg zwar; aber ich blieb entschlossen, fest entschlossen, der Vorsehung zu folgen, die mir das geliebte Mädchen überall entgegen brachte. Ich ergriff ihre Hand, ich drückte sie an meine Lippen, an meine Brust. Ich war jetzt meines Geschicks, meines Lebensplans, ihrer Liebe, der Zukunft, gewiß. Ich zweifelte nicht an meinem Glücke. Der Himmel, sagte ich Thor, hat uns nicht zusammen geführt, um uns zu verderben. Das sagte ich zu mir selbst.

Zu mir selbst. Denn ich fühlte, ich konnte das diesem einfachen Mädchen nicht sagen; sie hätte den Heuchler oder den Thoren in mir entdeckt. Ich fühlte, ich mußte erst diese reine Seele mit meiner verderblichen Leidenschaft anfüllen, ehe sie die Genossin meiner Irrthümer werden konnte.

Das alles sah ich, fühlte ich, und dennoch beschönte meine Leidenschaft meinen geheimen Plan. Nur eine leise Unruhe blieb auf dem Grunde meiner Seele. Ich nannte sie Ungewißheit, ob ich geliebt würde.

Hier hast du das Gemälde, das treue Gemälde meines jungen, aber gewiß nicht bösen Herzens; das die Erhabenheit mit den schleichenden Schritten einer gemeinen List zu vereinigen versteht. Denn ich schlich mich an ihr Herz, an das Herz-

das so offen, so freudig mir entgegen schlug. Ich wand heimlich, unbemerkt um sie die festen Fesseln der Liebe, um sie dann gefesselt an dem Altare meiner Lust zu schlachten. Erst zog ich sie an den Abgrund, und, von ihren Armen umfaßt, stürzte ich mich und sie hinein, und dann entdeckt' ich ihr erst, daß es ein Abgrund sei, in den sie mit mir versank. Ich stahl ihr Vertrauen, ihre Freundschaft, ihre Neigung. ihre Liebe, ihr ganzes Wesen, und wie sie mein war, und wie sie alle andre Kraft verloren hatte, als die meine zu seyn, da erst entdeckte ich ihr, daß mein Vater nimmermehr zugeben würde, daß sie mein Weib würde.

Sie lag in meinen Armen, sie hatte mich umschlungen, ihre heisse Lippe ruhte liebend an meiner Wange. Es war der Augenblick des allerhöchsten Vertrauens, der allerinnigsten Hingebung ihres weichen, zerschmolzenen Herzens, da ich ihr sagte: wie unglücklich sie seyn sollte, und wie grausam ich gewesen war. Ihre Arme glitten von meinen Schultern, schnell hervorstürzende Thränen löschten das Entzücken in ihrem Auge aus, ihre Brust hob sich langsam in einem schweren Seufzer empor. Sie sah mich mit den thränenvollen Augen starr an. Dann, ergriffen von dem Schmerze und meiner Schuld, beugte sie die Stirn nieder, tief an meine Brust. So saß sie einige Secunden unbeweglich. Dann hob sie das Haupt und die

Arme schnell, wie von einem raschen Entschluß getrieben, empor. Ihr Gesicht glühte von einer höheren Röthe. Ihre Arme umschlossen mich, sie drückte mich heftig an ihre Brust. Aber sie schwieg.

Und, Josephine, du antwortest nichts? fragte ich, meine Unruhe wurde ein scherzender Vorwurf.

Jezt nichts, sagte sie mit heftigem Accent: denn ich liebe dich ja! Was kommen muß, wird, laß es kommen! Ich kann ja für dich sterben, um dich sterben, wenn nur du glücklich bist.

Diese Vorwürfe der Liebe, die sich aufgeopfert sieht, und dennoch liebt, durchschnitten meine Seele. Ich fühlte meine Schuld jezt hell und klar. Ich fiel zu Josephinens Füßen. Ich faßte ihre Hände, ich drückte sie an mein ängstlich schlagendes Herz. Ich stammelte ihr das Geständniß meiner Grausamkeit, daß ich sie, die heitre, sanfte, reine, unschuldige, arglose Seele den harten, grausamen, verderbenden Händen meines Vaters vorgeworfen hätte, daß ich sie, die ich liebte, weil sie so gut war, daß ich sie zum Opfer meiner egoistischen Leidenschaft gemacht hätte.

Sie legte die zitternde Hand auf meine Lippen. O schweig, sagte sie, schweig! Nein, o nein, daran will ich nicht denken. Nein! nein! Von nun an will ich dich lieben, nur lieben! und muß ich untergehen, so — August, so sei dein Name mein lezter Seufzer. War ich dann nicht das glücklichste Mädchen auf der Erde? Wann müssen wir scheiden?

Scheiden? scheiden? rief ich, und riß sie an mein Herz: nein! nein! Josephine, wenn ich dich je verlasse, so verlasse Gott, der Vater, das Menschengeschlecht mich! so stosse mich die Hand des Allmächtigen über die Gränze seiner Schöpfung, über die Gränzen seiner Liebe hinaus, und mache mich zu einem ewigen Denkmal seines unauslöschlichen Zorns.

Wer dann? fragte sie erstarrt. Dein Vater nicht, und du?

O wenn du mich liebst, Josephine, wenn du Muth hast, so ist — was ist denn alle Macht der Menschen?

Sie erblaßte, sie sah mich zitternd an; es war, als würde sie diesen Augenblick unter der Last eines tödtlichen Schmerzens sterben, so bleich wurde sie schnell, so bebte ihr ganzes Wesen, und doch sagte sie mit einer festen Stimme: ich liebe dich über alles, ich habe Muth zu allem, denn ich verzweifle an meinem Glücke. Fordre.

O Laval! Laval! mit diesen Worten stieß der Richter sein flammendes Schwerdt durch meine Seele. Ich wendete mich ab, bebend, die Hände ringend, von dieser bleichen, bebenden, mit dem Tode ringenden, erloschenen Gestalt. Ich bedeckte meine Augen lang. Ich wendete mich wieder zu ihr, sie stand noch so da, ein Bild der höchsten Angst.

Fodre, sagte sie jezt bebender. O fodre kein Verbrechen! sezte sie leise hinzu. Da flog der brennende Pfeil der Rache giftig in mein Herz. Fodre! sagte sie, fodre! und immer wurde der Ton leiser und sterbender.

O Josephine, rief ich laut mit dem Tone des Jammers, was ich fordre, darauf blickt Gott mit Seegen und Liebe.

Sie fuhr zusammen, sehr heftig. Dann bedeckte sie schnell das blasse Gesicht mit beiden Händen und rief: wir müssen uns trennen!

Ich verstand sie ganz unrecht, ich glaubte, es sey ihr Wille, sich von mir zu trennen. Ich flog in ihre Arme, ich beschwor sie, sich nicht von mir zu trennen. O müssen wir nicht? sagte sie mit dem Erröthen der Freude.

Wer will, wer kann uns zwingen? Ist nicht unsre Liebe von der Natur geheiligt? Bist du nicht Fleisch von meinem Fleisch, und, was noch heiliger ist, bist du nicht Geist von meinem Geist? Nein, mein Vater wage es, seine harte Hand an das heilige Band zu legen, was die Tugend, was die Natur um unsre Herzen gestrickt hat! Nein, du wirst mein Weib!

Sie legte die Hand an die Stirn, und sagte nachsinnend: und wenn das so ist, und fast scheints mir so — wenn unsre Liebe — nicht das Werk des Himmels — aber auch kein Verbrechen ist — o wie hast du mich erschreckt! — wenn du ein

Mittel weißt, deinen Vater zu versöhnen, oder seiner Härte zu entgehen, o! o! ich bitte dich, so rede!

Sie sagte das um vieles ruhiger. Ich faßte sie in meine Arme, ich heftete meine liebende Blike in ihre Augen, ich sagte froher: wenn du Muth hast, Josephine, mit mir, für mich, dein Vaterland zu verlassen, deine Freunde, in einem fremden Lande, unter beschränkten Umständen mein Weib zu seyn, wenn es seyn müßte, mit mir zu arbeiten, zu —

O! o! rief sie, mir einfallend, darfst du — deinen Vater verlassen? Darfst du?

Ich fühle, ich darf, Josephine, und wäre er mehr mein Vater gewesen, als er es gewesen ist, so fühle ich, ich darf. Aber ich fühle, er wird mich hassen, er wird mich verfolgen, dich verfolgen, du theure Unschuldige! Wir müssen fliehen, über die Gränzen unsers Vaterlands, Deutschlands. Mein Vater ist mächtig, er kann unsern Aufenthalt erforschen. Wir müßten weiter fliehen, Josephine. Ach, ich kann dir nichts bieten, als mein Herz und ein sorgenvolles Leben, ein Leben voll Gefahr. O darf ich das? darf ich das, Josephine? Das, o das ist meine Schuld!

Da strahlte ihr Auge vor Entzücken. O, rief sie, wenn du nichts von mir forderst als den Muth unglücklich zu seyn, o so fodre, entscheide über mein Geschick, über mein Leben! O wenn es nur

das ist, o gütiger Himmel, nur das! so — o so nimm hier von mir die Gewalt über alles, was ich habe, was ich bin. Fodre, was es sei, ich werde nie widerstreben. O fodre nur kein Verbrechen. Dein Wunsch ist mein Wunsch. Sei du glücklich, so bin ich es auch, mitten im Elende bin ichs.

Ich wollte nun mit ihr unsern Plan machen. Nein, sagte sie entschlossen, entscheide du für mich! Ich kenne das Leben nicht, wohin du mich führen willst; ich kenne die Gefahr nicht, der wir entfliehen wollen. Aber ich liebe dich, das allein weiß ich. Ich kann für dich sterben, nur das weiß ich.

Sie war auf keinen andern Gedanken zu bringen, sie überließ mir die schmerzlich schwere Rolle ihr Geschick zu bestimmen. Ich mochte ihr vorschlagen, was ich wollte, sie sagte zu allem Ja. Aber ich sah, was es ihrem Herzen kostete, wenn sie mit mir entfliehen sollte, der Unwille ihrer Verwandten, das Hohngelächter, die Verläumdung ihrer Bekannten. Ich entschloß mich, nur im Falle der höchsten Noth von der Flucht Gebrauch zu machen. Aber ich war auch eben so fest entschlossen, mein Schicksal mit dem ihrigen auf immer zu vereinigen. Ich fand auf der Gränze einen Geistlichen, der mich mit ihr kopuliren wollte. Ich schlug Josephinen eine heimliche Verbindung vor. Sie erschrak, sie erblaßte, ihre Augen füll-

ten sich mit Thränen. Aber sie sagte bestimmt und fest: ja!

Ich suchte sie zu überzeugen, daß wir kein andres Mittel hätten, als dieses. Du wünschest es, sagte sie, ich wünsche es auch.

Sie gab eine kleine Reise vor, ich fand sie eine Meile von meiner Garnison. Wir wurden kopulirt. Sie war mein. Mein! mein! O Laval, Laval! Ich habe gelebt! Denn sie war mein! O noch in diesem Augenblicke, da alles, alles dahin ist, füllt das Andenken an die Seligkeit dieser wenigen Tage mein Auge mit Thränen der Freude. Sie war mein! ich habe genug gelebt, denn ich bin sehr glücklich gewesen.

Es war eine Wittwe, bei der Josephine lebte, eine alte ehrwürdige Frau, die Josephinen wie ihre Tochter liebte. Sie verdiente unser Vertrauen, sie hat es niemals gemisbraucht. Sie schüttelte zwar den Kopf, voll Besorgniß für uns, aber sie sagte nichts. Es war geschehen. O welche Tage, Laval, habe ich gelebt! Nein, Worte sind nicht hinreichend, nicht die Worte höherer Geister sind reich genug, das reiche Herz meines Weibes zu beschreiben. Welch eine starke Seele, welch ein zartes Herz! welch eine himmlische Heiterkeit! welch ein weiser Ernst! Und wenn nun auch, sagte sie sanft, haben wir nicht gelebt? was könnte aus meiner Seele den Gedanken vertilgen, die Seeligkeit: er war mein!

Mein Vater schrieb mir, daß ich jetzt, wenn ich wollte, in die Residenz zurückkehren könnte. Er überlasse es mir, aus den edeln Familien des Landes mir eine Frau zu wählen. Nun galt es. Ich antwortete gerade und fest, daß ich bleiben wollte. Das gab eine Korrespondenz, deren Ton immer ernster wurde. Ich war gefaßt, mit Josephinen abzureisen, sobald mein Vater Mine machte, mich zu zwingen. Mein Bruder hatte mir Wechsel gegeben. Ich war unbesorgt, sogar heiter. Mein Vater ließ seine Idee, mich zu verheirathen, fallen. Indeß vermuthete er, daß irgend etwas Wichtiges mich abhalten müßte, seine Wünsche zu erfüllen. Man fieng an mich zu belauren. Man sezte zusammen, man erfand, man errieth halb und halb die Wahrheit.

Auf einmal öfnete sich die Thür, mein Vater trat ins Zimmer. Eben hatte Josephine es verlassen. Er sah mich forschend an. Ich komme, dich selbst abzuholen. Wirst du mir in die Residenz folgen? Ich sagte leicht, ja! ich war auf alle mögliche Fälle gefaßt. Auch Josephine wußte, daß ich in einem solchen Falle ruhig gehen würde. Aber jetzt, diesen Augenblick, fuhr er fort. Ich lächelte, mein Gepäck bedarf fünf Minuten.

Das sollen meine Leute besorgen, sagte er erwartend.

Auch das, antwortete ich leicht. Ich war gewiß, daß man nichts finden konnte, was mein

Geheimniß verrieth. Mein Vater schien durch meine Unbefangenheit verlegen zu werden. Er gieng nachdenkend im Zimmer auf und nieder. Finster sagte er, da ist Huth und Stock, komm! Ich gieng mit ihm. Ich stieg in den Wagen auf sein Dringen, zu mir stieg ein Offizier ein. Der Wagen fuhr fort, und an der Seite ritten einige Husaren.

Fast scheints, sagte ich, als wäre ich ein Arrestant.

Bis in die Residenz, ja, war die ganze Antwort. Ich lege mich lächelnd in meine Ecke und mache meinen Plan für meine Flucht. Den andern Tag fuhren wir, ich hörte es an dem Gerassel, über eine Zugbrücke. Ich steige aus, und bin auf der Vestung ***. Mein Inneres brannte; aber doch lächelte ich, da der Kommandant mir erklärte, daß ich auf fürstlichen Befehl Arrestant bin. Wie lange kann das denn dauren? frag ich mich ruhig.

Nach drei Tagen tritt mein Vater in mein Zimmer, finster, mit gerunzelter Stirn, mit blizzenden Augen, deren Zorn er vergebens zu verbergen suchte. Wie findest du dich hier? fragte mein Vater ernst.

Nicht so übel, als Sie denken, mein Vater. Sie müßten meinen Aufenthalt übler finden, als ich

Hm! ja! sobald du vernünftig bist. Ich weiß Unbesonnenheiten zu verzeihen, und das war eine.

Er warf mir den Trauschein, den der Geistliche über meine Verbindung ausgestellt hatte, und der unglücklicherweise unter meinen Papieren vergessen war, auf den Tisch. Ich werfe einen Blick auf das Papier, und erstarre. Kannst du nicht leugnen? fragte er.

Leugnen? Leugnen? Mein Vater, gut denn, Sie wissen nun — nun lassen Sie es gut seyn, ich beschwöre Sie darum! Ich war ausser mir. Ich zitterte vor Josephinens Schicksal und doch mochte ich nicht fragen.

Wie gesagt, ich weiß eine Unbesonnenheit zu verzeihen. Deine Verbindung ist als ungesezmässig vernichtet.

Vernichtet? ewiger Himmel! Vater, das konnten Sie wagen? das konnten Sie?

Eine Thorheit meines Sohnes wieder gut machen? Ja das konnte der Vater. Hast du Lust mich anzuhören? Ich weiß, du nennst mich einen Tyrannen. Du wirst nicht ableugnen, daß gegen ein solches Papier, wie dieser Trauschein, wenige Väter von meinem Stande gelassen bleiben würden. Ich bin es geblieben. Und es steht bei dir, ob die Sache ganz sanft abgemacht seyn soll oder nicht. Niemand weiß um deine Unbesonnenheit, als der Fürst und ich, und die, denen du es vertraut hast. Ich hoffe, Wenigen. Ich habe das Mädchen, dem du eine solche Aufopferung gemacht hast, gesprochen, und ich will dir nicht

leugnen, die meisten jungen Herren möchten deiner Meinung seyn. Sie ist schön, jung, liebenswürdig; aber nicht schöner, jünger, und liebenswürdiger, als hundert Fräuleins, unter denen dir die Wahl frei steht. Das, mein Sohn, kannst du nicht leugnen. Es fehlte dem Mädchen nichts als die Geburt, mein Sohn, und ich würde sie mit Freuden Tochter nennen. Denn ich könnte wünschen, du möchtest dich bei dieser Begebenheit so anständig nehmen, wie sie sich genommen hat. Ich sehe an deinen brennenden Blicken, an deinem Zittern, an deiner Blässe, daß du fürchtest, ich möchte das Mädchen in meinem aufwallenden Zorn hart behandelt haben. Das habe ich nicht. Denn in der That, mein Sohn, es liegt mir viel daran, die Sache so artig abzumachen als möglich. Du wirst mir zugeben, das Mädchen war in meiner Gewalt. Ich war meiner Rache gewiß, wenn ich Rache gewünscht hätte; ich durfte sie nur den Gesetzen überlassen. Nein, es liegt mir daran, mein Sohn, endlich dein Wohlwollen zu erhalten.

Gott, Sie spannen mich auf eine höllische Folter, mein Vater. Was sagte meine Josephine?

So höre, mein Sohn. Ich ließ dich beobachten, und so fieng ich an, zu glauben, daß ein Liebeshandel dich bestrickt halte. Eine Entfernung von dem Mädchen, dachte ich, das wird sich geben. Ich komme, du reisest. Ich finde deinen

Trauschein hier. Das hatte ich nicht gefürchtet. Ich erstarrte, aber ich war auch gefaßt. Ich sandte hinab, und ließ das Mädchen bitten, auf ein Viertelstündchen zu mir zu kommen. Ich war erbittert; denn ich war überrascht. Ich hatte einige Minuten Zeit, mich zu besinnen. Das Mädchen kam. Mamsel, sagte ich, ich bin der Vater des jungen Offiziers, der hier gewohnt hat, und dieser Schein, den ich unter seinen Papieren fand, belehrt mich, daß Sie mit meinem Sohn heimlich verheirathet sind. Sie sah das Blatt an, gab mir es zurück, und sagte, ohne Troz, aber auch nicht furchtsam, ja, dem ist so! Sie wußten wohl nicht, fuhr ich fort, daß mein Sohn ohne die Zustimmung seines Vaters keine gesezliche Ehe schliessen darf?

Das wußte ich, antwortete sie. Ihr Sohn rechnete bei dieser Handlung auf die Verzeihung seines Vaters, und ich, mein Herr — hier fieng ihr Auge an zu funkeln — ich sah nichts, als mein Glück, Ihres Sohnes Geliebte zu seyn. Nun sank ihr Ton wieder, sie wurde ruhig. Ich bedaure Sie, sagte ich, denn die Unbesonnenheit meines Sohns hat vielleicht ein unschuldiges Mädchen unglücklich gemacht. Sie, rief sie, und sie faßte mein Hand, Sie könnten mich glücklich machen.

Ich erzähle dir alles, mein Sohn, was hundert Väter dir verschweigen würden. Ich fühlte

Mitleiden mit dem Mädchen, und ich schämte mich eines Sohnes, der das Glück eines unschuldigen Herzens auf dieses nicht zu gewinnende Spiel sezte, der immer von Tugend redet, von seinem Vater die Aufopferungen seiner reifen, in der Welt gereiften Grundsätze fodert, und eine Begierde nicht aufzuopfern versteht, für ein Herz, das er zu lieben vorgiebt.

Ich bedaure Sie, Mamsel, sagte ich, denn das Glück, das Sie von mir zu erwarten scheinen, steht nicht in meiner Macht. Aber wenn Sie den Rath eines Mannes annehmen wollten, der sich für Ihr Schicksal interessirt, so soll Ihre Unbesonnenheit weniger unglückliche Folgen haben. Dieses Papier ist in meinen Händen, ein Befehl zu Ihrer Festnehmung auch. Ich zeigte ihr den Verhaftsbefehl.

O Gott! Josephine! rief ich hier voll Schmerz. O mein Vater, wie konnten Sie diese schöne Seele so ängsten?

Sie mußte mich kennen, mein Sohn, wie du mich kennen mußt. Ich gab nun dem Mädchen die festeste Versicherung, daß nie, unter keiner Bedingung etwas aus einer Verbindung mit dir werden könnte. Sehen Sie, Mamsel, ich habe die Gesetze der Ehre für meinen Stand nicht gemacht, der eine solche Ehe eine Schande nennt. Sie mögen Recht haben, sich darüber zu beklagen. An meiner Stelle, mit meiner Erfahrung, in mei-

nem Alter würden Sie ohne Zweifel eben so denken, wie ich. Kurz, eine Verbindung mit meinem Sohne ist unmöglich. Denn sehen Sie, ich will meinen Sohn lieber im Sarge sehen, als an Ihrer Seite. Ich weiß, mein Sohn, Mamsel, ist entschlossen, für Ihren Besitz alles zu thun, wenn es seyn muß, mit Ihnen davon zu laufen, mit Ihnen die unerträglichste Last der Verachtung und der Armuth zu tragen; aber zu Ihrem Unglück, Mamsel, haben Sie mit einem Vater zu thun, der eben so fest entschlossen ist, als der Sohn. Mein Sohn sitzt an einem Orte gefangen, wo er nicht entfliehen kann. Er sitzt so lange gefangen, bis Sie heirathen, oder bis er kopulirt wird. Da haben Sie sein Schicksal, unveränderlich, als hätte es Gott gesprochen, eine Strafe, die er an mir, an Ihnen, meine schöne Unglückliche, verdient hat. Ihre Ehe laß ch von dem Fürsten trennen, für nichtig erklären. Sie, Mamsel, sind für Ihre Unbesonnenheit ohnehin sehr hart bestraft. Aber ich behalte Sie im Auge, und der erste zweideutige Schritt, den Sie machen, kostet Ihnen Ihre Freiheit. Hier mein Sohn, hast du meine sehr ernste und unabänderliche Meinung.

Nun denn! sagte ich, wie nahm Josephine das? fragte ich nach einer Pause.

Nun, sie war, wie du denken kannst, erschüttert. Sie gestand mir, daß sie nicht daran zwei-

felte, ich würde Wort halten. Du hattest ihr ja meinen Charakter beschrieben, sezte er ein wenig lächelnd hinzu. Sie versank in ein sehr langes Stillschweigen. Dann hob sie schnell an: haben Sie überlegt, Herr von Matt, daß Ihr Sohn so nie frei werden wird.

Das weiß ich, mein Kind, sagte ich, ich kenne meinen Sohn, wie er mich. Sie allein können, sobald Sie wollen, zwischen Vater und Sohn treten. Sie allein können meinen Sohn in Freiheit setzen.

Ich, o reden Sie, reden Sie, was muß ich thun? Ich kann alles für ihn thun.

Sobald Sie verheirathet sind, ist er frei. Ihre Ehe wird getrennt. Ich werde für eine reiche Ausstattung, ich werde für einen recht braven Mann sorgen. Sie sollen sogar glücklich seyn.

Glücklich? sagte sie, das nicht! Auch das nicht, Herr von Matt. Keine Heyrath! Ich bin so fest entschlossen, wie Sie es sind, nie meine Hand einem andern Manne zu geben, als Ihrem Sohne: Auf die Bedingung muß ich unglücklich, muß Ihr Sohn unglücklich seyn, müssen Sie unglücklich seyn. Nie, nie! ich schwöre es Ihnen bei diesem qualvollen Herzen, nie werde ich heirathen. Aber, fuhr sie langsam fort, wenn ich seiner entsagte, auf ewig entsagte?

Welche Sicherheit hätte ich dafür? fragte ich lächelnd.

Mein Wort, sagte das Mädchen mit einem sehr schönen Ausdrucke eines sanften Stolzes.

Fast könnte ich es wagen, Mamsel, auf diese blizende Augen voll Ehrlichkeit hin; wenn ich nur nicht schon ein halbes Jahrhundert in der Welt gelebt hätte. Ich muß einen andern Bürgen als Ihr Wort haben.

Hier betrachtete sie mich doch mit einem anmassenden Stolze, der mir weniger gefiel. Nun denn, mein Herr, sagte sie, so lassen Sie mich hinsetzen an seine Stelle, und geben Sie ihm die Freiheit.

Kind, sagte ich scherzend, ein Gefängniß ist keine Visite, die man wider Willen in ein Paar Stunden abmacht.

Sie rang die Hände. Wenn Ihnen sein Glück, sagte ich, etwas werth ist, es steht in Ihrer Gewalt. Eine Heirath —

Nimmermehr, sagte sie heftig, nimmermehr! aber entsagen will ich seiner Hand, unter welcher Gestalt, unter welchen feierlichen Versicherungen Sie selbst wollen. Das sagte sie, mein Sohn, fuhr mein Vater ernst, ohne Zorn, fort. Du weißt jetzt meinen Entschluß. Besinne dich, ich bitte dich, mein Sohn, höre —

Aber ich hörte nicht. Ich sah nur die gemarterte unglückliche Josephine; ich rief mit den To-

nen der Verzweiflung, reden Sie, hat sie meiner Hand entsagt? reden Sie, sprechen Sie mein Todesurtheil.

Mein Vater sah mich einen Augenblick lang an, nachdenkend, dann sagte er, sie hat deiner entsagt.

So bin ich verloren! rief ich. O grausamer Mann, freuen Sie sich, so habe ich sie auf ewig verloren, und ihr Herz ist gebrochen!

O ich kannte sie, Laval, ich kannte das Weib. Hatte sie meiner entsagt, so wußte ich, ich hatte sie verloren. Ich überließ mich der trostlosesten Verzweiflung. Mein Vater suchte mich zu beruhigen. Er war sanfter, theilnehmender, als ich ihn je gesehen hatte. Er sagte nichts von einer Heirath. Er bot mir sogar unter leichten Bedingungen eine Art von Freiheit an. Ich schlug sie aus, kalt, bitter, grimmig. Hier, sagte ich, und umfaßte die Ketten, die von den Wänden herabhiengen, hier will ich sterben.

Mein Vater verließ mich. Nun fiengen Zweifel an, mich zu peinigen, ob mein Vater auch so gütig gegen Josephinen gewesen war, als er vorgab. Sein Stolz, seine Herrschsucht, wie war es möglich! Ich bereute nur, daß ich meine Freiheit nicht angenommen hatte. Es war das Mittel, Josephinen zu sprechen, und sie von dem grausamen Entschlusse, sich von mir zu trennen,

abzuhalten. Ich schrieb ihr. Ich wußte meinen Aufseher zu dem Versprechen zu bewegen, meine Briefe zu bestellen; ob sie in Josephinens Hände gekommen sind, weiß ich nicht. Mein Vater kam zuweilen; aber er wurde mit jedemmahle finsterer, heftiger. Er sezte auf meine Freiheit den Preis meiner Untreue gegen Josephinen.

Ich antwortete nicht einmal darauf. Sechs Monate blieb ich in meinem Gefängnisse. Nie erhielt ich Antwort von Josephinen. Ich fürchtete, daß mein Aufseher von meinem Vater bestochen war. Ich hörte die Bestätigung davon von seiner Tochter, die mir zuweilen mein Essen brachte. Ich schrieb an Josephinen. Das Mädchen versprach mir, den Brief bestellen zu lassen, und zwar durch ihren Bräutigam. Nach ein Paar Tagen hatte ich Antwort, o mein Gott! mein Gott, Laval, es giebt eine Ewigkeit, sonst müßt ich verzweifeln. Josephine war todt. Ich hielt den Brief in den zitternden Händen, den mir das Mädchen gebracht hatte. Ich las, ich schwankte, ich sank ohnmächtig nieder. Aber, dacht' ich, ist es wahr? Ist es nicht eine neue höllische Betrügerei? Ich raßte. Das Mädchen war noch da. Ich examinirte sie genau, über die kleinsten Umstände. Alles traf zu. Ich, sagte das Mädchen zitternd, habe es schon länger gewußt, aus meines Vaters Munde.

Gewußt? aus deines Vaters Munde? rief ich,

also aus dessen Munde? Nein, sie lebt, sie lebt! O sie lebt gewiß! denn sieh, ich zog das Mädchen, das bei meiner Heftigkeit zitterte, zu mir, denn sieh, wäre sie todt, so wäre ich ja längst frei. Wozu denn noch dieses Gaukelspiel meiner Gefangenschaft?

Ihr Herr Vater, sagte das Mädchen heimlich: glaubts auch nicht, daß die Mamsel todt ist.

Wie? fuhr ich auf, er glaubts auch nicht? mein Vater? er glaubts nicht, daß sie todt ist? dieser Brief ist von ihm, von meinem Vater, von ihm geschrieben, durch deine Hände in meine gespielt. O dieses höllische Gaukelspiel!

Das Mädchen fieng an, bitterlich zu weinen, daß ich ihre Ehrlichkeit in Zweifel zog. Sie haben mich, fieng sie schluchzend an, schon längst gejammert, und noch mehr, da ich hörte, warum Sie hier gefangen saßen. Mein Vater schickte Ihre Briefe immer Ihrem Herrn Vater. Das jammerte mich, daß Sie so betrogen wurden. Da hört' ich von meinem Vater erzählen, daß die Mamsel todt seyn sollte, aber der alte Herr von Matt wollte es nicht glauben, er hielte es für eine List, Sie aus dem Gefängnisse zu befreien.

Ich ließ mir von dem Mädchen Wort für Wort wiederholen, was sie gehört hatte. Sie erzählte mir geduldig alles noch einmal. Da überlief mich ein Schauer, mir wars, als schwebte

Josephinens Schatten an mir vorüber. Ich fieng an, an die Möglichkeit zu glauben, daß der Gram sie getödtet hätte. O, schrie ich, und warf mich vor dem Mädchen auf die Knie: öfne mir diese Thüren, und ich will dich mit Gold überschütten. Mädchen, entflieh mit mir. Ich muß hinaus, oder die Angst wird mich tödten.

Das Mädchen weinte. Sie stellte mir die Unmöglichkeit vor, durch die Vestung zu kommen. Eher gieng es zum Fenster hinaus. Das ist nicht hoch! sie zeigte auf das Fenster in der Höh.

Ich bat sie um Feilen, um Seile. Sie versprach mir mit Zittern alles. Sie hielt Wort, dieses gütige Wesen. Sie brachte mir nach und nach alles. Ein Paar Stäbe waren durchgefeilt. Das Fenster war nicht hoch. Ich entkam glücklich.

Steinspring.

Matt an Laval.

Da stand ich nun mitten im dicksten Walde, in tiefer dunkler Nacht, allein, zu meinen Füßen rauschte ein Strom; über mir donnerte es. Das Gewitter zog näher. Da stand der Sohn des reichsten Mannes im Lande mitten in dem schrecklichsten Regen, neben ihm schlug der Blitz in die Eichen. O ich hob die Hände betend zu den fahrenden Blizen empor. Hieher trefft, rief ich, dieses Haupt, dieses trostlose Herz! Ich sah bei dem Lichte des Blizes die tobende Fluth in hohen Wellen dahin rauschen, o ich wünschte mich in den

Sturm seiner Wellen. Es war eine schreckliche Nacht voll Aufruhr; aber in meiner Brust tobte der Aufruhr noch ärger. Da brach die Morgenröthe hinter dem Saume des finstern Gewitters hervor. Ich gieng an dem Flusse hinauf, in der ödesten, wildesten Gegend der Erde, über unzugängliche Felsen. Ich hatte Lebensmittel bei mir. Ich kannte die Gegend. Der Fluß mußte mich nothwendig in die Nähe meines Bruders bringen. Endlich kam ich, mit blutigen Füßen, mit zerrissenen Kleidern in der Nähe des Guts an Ich schrieb auf ein Blatt aus meinem Taschenbuche mit Bleistift meinem Bruder ein Paar Worte, daß ich seiner beim Vogelherde wartete. Ich sandte einen Kohlenbrenner mit dem Billet fort, und nach einer Stunde lag ich in den Armen meines Bruders.

O welch ein Augenblick der höchsten Zärtlichkeit und des höchsten Schmerzens. Mein Bruder wußte alles. Ich bin entflohen! rief ich. Gib mir Geld! Armer, armer Bruder! unterbrach er mich, und doch glücklicher als ich! denn sie ist todt, die du liebtest.

Da stand ich erblassend. Nein, sie lebt! sie lebt! rief ich. Denn wäre sie todt, warum wäre ich nicht frei? Ich beredete meinen Bruder halb und halb. Aber doch zuckte er wieder die Achseln. Dann sagte er mir eben das, was mir die Tochter des Gefangenwärters schon gesagt hatte,

daß mein Vater die Nachricht ihres Todes für eine List halte, mich zu befreien.

Ich blieb eine Nacht auf dem Vogelheerd in dem kleinen Häuschen. Mein Vater hatte sogleich Jemand nach dem Gute meines Bruders gesandt, um sich nach mir ganz in der Stille zu erkundigen. Niemand aber wußte meinen Aufenthalt. Ich erhielt die Kleidung eines Jägers, Geld, und so zog ich weiter in den Wäldern, die mir so sehr bekannt waren. Ich konnte mir vorstellen, daß man mir auf dem Wege nach meiner lezten Garnison nachsetzen würde. Ich gieng nach der entgegengesezten Seite nach der Gränze zu, wo ich meine unglückliche Josephine bei dem Prediger kennen gelernt hatte. Endlich erreichte ich den Weg zwischen den Nußgebüschen, den ich mit ihr gieng, wie wir von der Taufe kamen. Ich trat aus dem Gebüsche auf die Anhöhe, wo ich mit ihr gesessen hatte. Ich fand den Sitz noch. Ich warf mich auf ihn nieder. Ich bethauete ihn mit meinen Thränen.

Dann gieng ich zitternd, mit jedem Schritt zitternder den Weg in das Dorf hinab, der Pfarre zu. Der Prediger kam mir entgegen. Er erkannte mich. Er flog freudig in meine Arme. Ach sieh da, rief er freundlich und höflich, wie man einen alten Bekannten begrüßt. Ich sah mich umher. Ich hatte nicht den Muth zu fragen. Ich sah nur starr auf die Stelle wo sie zu

sitzen pflegte. Da trat der Mann mit dem betrübtesten Gesichte auf mich zu. Sie wissens also schon, sagte er, und Thränen traten in seine Augen; Josephine — mehr konnte er nicht sagen. Ich taumelte auf ihren Sitz. Todt! sagte ich leise. Todt! wiederholte er leise, und trocknete die Augen.

Wissen Sie etwas — ich konnte nicht weiter reden. Sie starb, sagte er, Gott weiß, aus Gram — das Kind hatte ein zu weiches Herz. Man trägt sich mit allerlei Geschichten, die aber nicht wahr seyn können; von einem ungetreuen Liebhaber. Gott, wie könnte ein Mensch der, der ungetreu werden! Vor zwei Monaten war sie noch hier, zum leztenmale; aber schon so bleich, aber noch sanfter, noch gütiger, noch freundlicher als sonst. Da oben auf der Höhe war ihr Lieblingssitz. Da saß sie alle Tage, die sie hier war.

Sie war hier? fragte ich mit brechendem Herzen. Der Mann schlug die Hände zusammen. Noch acht Tage! war die Trauer=Antwort. Wo starb sie? fragte ich weiter. Bei einer Verwandtin, die sie zärtlich liebte. Es war die Frau, die unser Geheimniß wußte.

Aber mein Gott, rief der Mann, was ist Ihnen! Ich konnte nicht länger meinen Schmerz mässigen. Ich beugte mein Gesicht auf Josephinens Sitz, und schluchzte laut. Da sagte ich dem Manne, wie ich sie geliebt hatte, da sagte ich

ihm, daß sie mein Weib gewesen war, daß mein grausamer Vater —

Ich blieb hier auch acht Tage. Ich wohnte auch auf der Anhöhe, wo sie gesessen, wo sie an mich gedacht hatte. Da saß ich trostlos, o wie sehr trostlos! Von hier reißte ich nach meiner alten Garnison, wo ihre Verwandte noch lebte. Ich wußte, man werde mich von hier zu meinem Vater schleppen. O mochte man es! Ich trat zu der Frau ins Zimmer, o sie empfieng mich trostlos, wie ich selbst war. Sie gab mir ein Paar Worte von der Hand meiner Josephine, unter dem Schreiben hatte sie der Tod überrascht. Sie waren an mich, eine Bitte, sie nicht zu vergessen, eine Bitte, meinem Vater zu verzeihen, eine Bitte, meinen Schmerz zu mässigen. Ich drückte die Worte an meine Lippen, an meine bleichen, bebenden Lippen. Dann fragte ich: und mein Vater?

Ihr Vater, sagte die Frau, ist ein fürchterlicher Mann! ein fürchterlicher Mann!

Hat er Josephinen hart behandelt? fragte ich wüthend aufspringend, und dicht vor die Frau hintretend.

Das gerade nicht, sagte sie, das nicht. Aber die Härte gegen Sie, Ihre Gefangenschaft. Josephine erbot sich, allen Ansprüchen auf Sie zu entsagen, Sie nie wieder zu sehen, wenn er Ihnen Ihre Freiheit wieder geben wollte. Ihr Vater

verlangte, sie sollte heirathen. Nein, sagte Josephine, ich kann alles für ihn, nur nicht einen Menschen betrügen. Der Gram um Sie brach ihr das Herz. Sie starb sanft und ruhig.

Ich war zerrüttet, ich hatte nicht einmal Thränen mehr. Ach, ich fühlte, ich war mehr ihr Mörder, als mein Vater. Denn, o war ichs denn nicht, der sie mit diesem grausamen Manne in diese fürchterliche Verbindung brachte? Ich wollte ihr Grab besuchen. Sie war aber nicht hier, sondern in einem Dorfe, ein Paar Meilen von da, gestorben. Wir beschlossen, ihr Grab zu besuchen.

Am andern Morgen trat der commandirende Major ins Zimmer. Man wußte schon, daß ich entflohen war, auch hatte Josephinens Verwandte mich aufmerksam darauf gemacht. Ich lächelte.

Herr von Matt, sagte er sehr höflich, ich bedaure recht sehr, aber meine Pflicht, meine beschwerliche Pflicht —

Ich weiß, was Sie wollen, sagte ich sanft, lassen Sie die Frau mir nur noch einige Kleinigkeiten erzählen von meiner verstorbenen Frau. Dann bin ich zu allem bereit.

Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr von Matt, daß Sie sich wollen führen lassen. —

Wohin Sie wollen, Herr Major, wohin Sie wollen, in den tiefsten Kerker, in den Abgrund der Erde, in das Grab. O wenn die Frau aus-

erzählt hat, dann gilt mirs sehr gleich, was mein Vater dann mit mir will. Keinen gehorsamern Sohn muß nie ein Vater gehabt haben, als meiner, bis auf den Einen Punkt. Josephine, o treu bin ich auch bis zum Tod. O Laval, das Leben war mir in diesem Augenblicke so zum Eckel, daß ich nicht einmal mehr Haß fühlte.

Ich ließ mich ruhig in die Residenz bringen. Mein Vater mußte Nachricht von meinem Gemüthszustande haben. Er empfieng mich mit einem gerührten Blicke. In welch Gefängnuß muß ich nun? fragte ich ihn, indem ich meine Arme dem Unteroffizier entgegen hielt, als ob er sie fesseln sollte.

In die Arme deines Vaters, an das Herz deines Vaters! antwortete er sehr sanft.

Meines Vaters? rief ich: O, o Gott! hätte er mich geliebt, dieser Mann, der sich meinen Vater nennt, wie ein wildes Thier sein Junges, ich wäre glücklich. Sie ist todt, sie ist dahin! O Josephine, hier stehen deine Mörder, er triumphirend, daß es ihm gelang, ich! o guter Gott, ich! Er triumphire noch einmal, und ich wohne bei dir im Grabe. Unglückliches Weib! unglücklicher Sohn, aber, hier warf ich einen blitzenden Blick auf meinen Vater, aber auch unglücklicher Vater!

Mein Vater stand, die Arme über die Brust gekreuzt, da, mit einem ungewissen Anstand. Er

wollte meiner schonen, und dennoch blizte der Zorn aus seinen funkelnden Augen. Endlich siegte sein Zorn. Er brach gegen mich in bittere Vorwürfe aus, die mich gar nicht bewegten. Ich gieng auf mein Zimmer. Hier lebte ich allein, in einer unüberwindlichen Schwermuth, in der tiefsten Einsamkeit, in der höchsten Stille. Mein Vater machte mancherlei Versuche, sich mit mir zu versöhnen, meinen Gram zu endigen. Sie mußten alle mißlingen, denn ich liebte ihn nicht. Er hatte die Liebe seiner Kinder verscherzt, was half ihm seine väterliche Gewalt? Er war so unglücklich, wie wir selbst.

Er wollte mich bei meinem Charakter fassen. Er machte mir Vorwürfe wegen eines unmännlichen Brütens über meinem Kummer. Das gelang, er riß mich empor. Ich nahm den Wechsel von meinen Bruder, ich schenkte meinem Bruder mein ganzes Vermögen, und ehe man nur meine Abwesenheit merkte, war ich schon über die Gränze. Ich gieng, wohin der Zufall mich führte, nach Hamburg. Da brachte mein gutes Geschick dich, Laval, dich, meinen Schutzgeist, mir entgegen. Deine Freundschaft heilte die Wunden meines Herzens. Ich gieng mit dir nach England. Ich hatte mein edelstes Daseyn verloren. Meine Leidenschaft wurde Neugierde, Wißbegierde. Gefahren kannte ich nicht, das Leben verachtete ich. Ich gieng nach Indien, ich durchstreifte die Erde. Nie

verlor ich das schöne Angedenken an meine Josephine; nie, nie kam ich in die kleinste Versuchung, ihr ungetreu zu werden. Ich war nicht glücklich, aber ich war wenigstens ruhig. Ich sah überall, überall den Schmerz auf dem Herzen der Menschen liegen. Ich kannte die Erde, ich kannte die Menschen, ich sehnte mich zurück in deine Arme, Laval, zurück in den heimischen Boden, um dort mein Grab zu finden.

Ich betrete Europa wieder, ich fliege in deine Arme, ich fliege in mein Vaterland. Mein Vater war todt. Ich fliege in die Arme meines Bruders. Er hat seine Wünsche erreicht. Seine erste Geliebte ist sein Weib; aber er ist nicht glücklich. Nichts ist ihm von dem alten Zustande übrig, als die älteste Liebe, die Liebe gegen mich. Er lebt mit seinem Sohne in einem fast eben so finstern Verhältnisse, als unser Vater mit uns.

Die Vergangenheit ist ungenüzt an seiner Seele vorüber gelaufen. Er ruft das Gewitter über sein Haupt herab; ich stehe oft nachdenkend an dem Grabe meines Vaters. Ich habe mich mit seiner Asche versöhnt. Er starb, ohne ein Auge mit Thränen, ohne ein Herz voll Liebe an seinem Sterbebette zu sehn. Meinen Namen hat er genannt, und mit diesem Namen ist sein Geist entflohn.

Sieh, Laval, da hast du meine Geschichte. O alles ist hier, hier wo ich auf dem Boden mei-

nes Unglücks stehe, alles ist hier lebendig wieder erwacht, meine Sehnsucht, meine Liebe, mein Schmerz sogar, und doch befinde ich mich hier glücklicher als sonst irgendwo. Der Anblick meines Bruders, der Anblick unserer Spielplätze beruhigen mich, ich weiß nicht, mit welcher Zauberei. Es ist die Lethe einer stillen, dämmernden Unterwelt, wo man nicht glücklich, aber ruhig ist.

Steinspring.

Matt an Laval.

So wie ich in meines Bruders Haus trat, fiel mir der Unfrieden auf den Gesichtern auf. Mein Bruder, so wie der erste Sturm des Willkommens vorüber war, sagte mir mit einer reinen Freude: du bist ein reicher Mann, Bruder August, dein Vermögen hat in meiner Hand gewuchert! Ich lächelte. Meine Schwägerin wiederholte: Sie sind ein sehr reicher Mann! mit einem Tone, der mir sagte, welchen Werth der Reichthum in ihren Augen hat. Wir wußten, daß Sie lebten, sezte sie hinzu. Und nun führte sie das Gespräch auf mein Alter, auf die Ruhe, die ich in der Gesellschaft meines Bruders geniessen könnte, daß nur noch die Frage fehlte: nicht wahr, wir sind Ihre Erben?

Mit jedem Tage mehr, sah ich auch mehr, daß meine Schwägerin habsüchtig war. Zu dieser Habsucht kam nun noch der allerbitterste Haß gegen die erste Frau meines Bruders, und gegen

alles, was ihr angehörte. Sie hatte meinen Bruder sehr zärtlich geliebt, und so war dieser Haß in der Zeit ihrer hofnungslosen Trennung von dem Geliebten entstanden. Endlich starb die erste Frau. Mein Bruder heyrathete nun die Geliebte. Die erste schöne Blüthe der Jugend war dahin. Sie blieb auch jezt nach der Erreichung ihrer Wünsche finster, besonders gegen ihren Stiefsohn, einen braven jungen Menschen, der alles thut, um den Unwillen seiner Stiefmutter zu versöhnen; aber vergebens.

Meine Schwägerin beobachtet den äussern Anstand gegen den Stiefsohn; aber, selbst ohne ihr Wissen, glaub ich, ist sie allen Wünschen des jungen Menschen entgegen. Sie hat ihn in einer beständigen Abhängigkeit von seinem Vater zu erhalten gewußt, die der junge Mensch mit sichtlicher Ungeduld, aber mit dem eifrigsten Bestreben, ruhig zu scheinen, erträgt. Mein Bruder ist nicht ganz frei von der herrschsüchtigen Laune meines Vaters.

Da hast du, Laval, den Keim, aus dem die reiche Erndte des Hasses und des Unglücks entstehen wird, und jede Hand verpflegt den Keim, jede trägt ihm Nahrung zu. Ich will versuchen, ob ich ihn in seiner Wurzel zerstören kann.

Sieh, da hat meine Schwägerin eine Verwandte, ein ganz artiges, sehr reiches Mädchen. Ihre Hand ist meinem Neffen bestimmt. Er will nicht,

weil man sie ihm aufdringen will. Er will hingegen aus dem väterlichen Hause in die Welt. Das will sein Vater nicht. Meine Schwägerin spielt die Leidende. Sie ist empfindsam, sie hat immer auf ihren Lippen die erhabensten Grundsätze. In meines Bruders Augen hat sie den Schein der höchsten Güte, sogar einer übermäßigen Nachgiebigkeit gegen den Stiefsohn. Aber ihre Blicke, ihre kleinen Nebenanmerkungen über meines Neffen mütterliche Familie, die kleinen Dornen, die sie mit jedem Augenblick in die Seele meines Neffen heimlich eindrückt, möchten sein Herz zersprengen, und sie bleiben den Augen meines Bruders unbemerkt.

Aber wenn er nicht will, Lebrecht! wenn er nicht will, so laß ihn doch, sagte ich. Danke an dein Schicksal.

Aber warum er nicht will, lieber Bruder, sagte die Frau betrübt: es ist ihm an dem Mädchen nichts zuwider, als der Name, mein Name. Sie ist schön, jung, gebildet, von seinem Stande, und sehr, sehr reich.

Das sagte mein Vater Ihrem Manne auch, Schwester. Man sollte so nicht sagen.

Mein Mann liebte: das macht alles anders, sagte sie bitter.

Das verdroß mich; denn das war eine Falschheit, man vermuthete, daß der junge Mench

ebenfalls liebte. Habe ich nicht gehört, fragte ich, von dir, Leberecht, daß dein Sohn seinen Liebeshandel so gut hat, als wir ihn zu unserer Zeit hatten?

Hm! ja! das glaube ich fast. Aber mit uns war es ein ganz anderes.

Wie denn so, Bruder? das bin ich begierig zu hören. Was weist du von deinem Sohne? worin anders?

Das Mädchen ist blutarm, lieber Herr Bruder.

Desto glücklicher und dankbarer würde mein reicher Neffe sie machen. Guter Gott! rief ich. Das übermannte mich! Meine Schwägerin erröthete. Sie sagte ein Paar Sentenzen, die einen Diogenes geehrt hätten. Ich schüttelte stille den Kopf; denn wenn Kopf und Herz so sehr in Streit sind, was läßt sich da hoffen? Weiter, sagte ich ruhig.

Kurz, man wußte von dem Mädchen so viel wie nichts. Man ahnete nur, man vermuthete nur, aus öftern Abwesenheiten meines Neffen, aus seinem träumerischen Wesen, aus seinem finstern und stillen Gram, und aus der Heftigkeit, mit der er die Verbindung mit seiner Cousine ausschlug. Es war auf einem Spaziergange im Garten. Wir kamen eben durch einen finstern Schatten von Zypressen und Trauerbirken an die Kapelle, die das Begräbniß unserer Familie enthält. Ich faßte meines Bruders Hand. Ich

sagte ihm, ach sehr bewegt: hier ruht die Asche unsers Vaters. Er machte uns unglücklich, er war unglücklich! Mein Bruder schien gerührt. Ich faßte die Hand meiner Schwägerin. Liebe Schwester, Sie haben den Schmerz einer getrennten hofnungslosen Liebe empfunden. Nein, Sie können diesen Schmerz nicht über ein Herz bringen wollen.

Gewiß nicht, sagte sie, aber, lieber Bruder, ich hoffe, Sie werden mich nicht mit einem namenlosen, unbekannten Mädchen vergleichen wollen. Meines Mannes Liebe billigte jeder Mensch; aber — ich möchte nicht gern einen Punkt berühren, der Sie schmerzen könnte. Sie sah mich wahrlich mit einem sehr angenehmen, gütigen Lächeln vertrauend an. Es ist recht schade, sezte sie hinzu: daß allemal der Stiefsohn Freunde findet, die Stiefmutter nicht. Aber von Ihnen fodre ich Gerechtigkeit, weil ich Sie liebe.

Sie sagte das recht angenehm, halb im Scherz. Meinen Sie im Ernst, wir müßten zu jeder Verbindung, die mein Sohn zu schließen Lust hätte, ja sagen? Er verbirgt seine Liebe, das ist ein böses Zeichen. Mir scheints fast als wäre seine Liebe mehr böser Wille als Leidenschaft. Das Gefühl, der Wunsch der Unabhängigkeit mag in jeder Mannsbrust sehr natürlich seyn, aber mich dünkt, Wilhelm will das Joch seines Vaters

abwerfen, nicht weil es drückt, sondern weil er will.

Das ist es, mein Bruder, das ist es. Meine Frau hat den Punkt getroffen. Es dauert ihm zu lange, ehe er hier Herr ist. Er will mir nur zeigen, nur zeigen, daß er Herr zu seyn glaubt. Mein Bruder wurde heftig. Ich schwieg also. Das also wars, womit meine Schwägerin meinen Bruder gegen seinen Sohn entleidete. Und es hatte auch den Schein der Wahrheit; denn mein Neffe war kalt, pünktlich gehorsam, feierlich, ernst, stumm, wenn er heiter, wenn er zutraulich seyn sollte. Es entfuhren ihm ganz kleine satyrische Züge, die nicht unbemerkt blieben; aber das war er, wenn seine Mutter einen kleinen Tropfen gährendes Gift nach dem andern in seine Seele schüttete. Sie war eben so höflich, eben so feierlich gegen ihn. Der Haß wuchs desto stärker unter dieser Hülle von Höflichkeit. Ich sah das Ungewitter sich schon aufthürmen, das den Frieden meines Bruders verzehren sollte.

Steinspring.

Matt an Laval.

Ich habe mich an meinen Neffen gemacht, lieber Laval. Der Bursche gefiel mir nicht ganz. Diese kalte Höflichkeit, diese aufpassende Unterwürfigkeit schien mir Falschheit. Ich glaube mit einem ofnen Wesen, mit einer zärtlichen Begeisterung, wie sie einem Sohne zukommt, hätte er

das Herz meines Bruders und seiner Stiefmutter sicher erobert; denn mein Bruder, bei Gott, er ist nicht so hart, nicht so herrschsüchtig, als mein Vater; auch meine Schwägerin ist wahrlich keine böse Frau.

Ja, zuweilen ergossen sich ihre Herzen gegen den Sohn, ich sah die Minute oft kommen, wo es nur eines Wortes, eines warmen vertrauenvollen Wortes meines Neffen bedurft hätte, um Frieden zu schließen. Mein Herz brannte von Freude und Erwartung; aber da stand er mißtrauisch wie ein zum tausendstenmal Betrogener, lächelnd, wie ein Spizbube, und kalt und steif, wie ein Bedienter, der zum erstenmale aufwarten soll.

Wer, zum Teufel, ruf ich, ist denn hier der Giftmischer? ich glaube fast, der versteckte Bursche, und seine Stiefmutter hat recht, ich nehme Parthei für ihn, weil sie Stiefmutter heißt, und weil einem bei dem Namen alle die Phädren der Tragödien und Romanen beifallen. Er muß mich auf die Jagd begleiten. Wir plaudern. Ich in meinem herzlichen, unbesorgten Tone; er vorsichtig anfangs; aber nach einer halben Stunde war er im Gange. Ich rede von seiner Mutter, ich erwähne eines ihrer Fehler. Er schweigt. Da sezte ich ihm das Messer an die Kehle. Ich wollte, Wilhelm, sagte ich eifrig: ich wollte lieber, du brächest für einmal recht auf Vater und Mut-

ter los, spiest Gift und Galle aus deinem Herzen in einen Strom von tollen Reden; dann könnte wieder Hofnung, Frieden, Versöhnung, Liebe zu deinen Eltern in dein freies Herz einziehen.

Er sah mich lächelnd an. Gift und Galle? sagte er bewegt; dann faßte er meine Hand, und sagte mit funkelnden Blicken: auch Sie, mein edler Oheim? auch Sie? das ist zu viel! O Gott gebe meinen Worten Kraft! Er legte die Hand auf sein Herz. In diesem Herzen wohnt nicht Haß, nicht Gift, nicht Galle. Oheim, glauben Sie einem Jünglinge, der nie gelogen hat.

Nun, aber zum Henker, was wohnt denn in deinem Herzen? warum stehst du denn vor deinen Eltern mit aufpassenden Augen wie ein Accisebedienter, so steif wie ein Chinese, so hölzern unbeweglich wie ein Mastbaum?

Mein Oheim, rief er: das ist eben mein Unglück. Steh ich denn vor Ihnen je so da? Er warf sich heftig bewegt an meine Brust. O warum muß ich so stehen, warum darf ich nicht meine Arme so um meinen Vater schlingen? Doch — doch — liebster Oheim, darf ich Sie bitten, diesem Gespräche ein Ende zu machen. Klagen über ein unvermeidliches Unglück ist Feigheit, über ein vermeidliches ist Prahlerei. Ich versichere Sie, bei dieser Stunde, mein Oheim, ich liebe meinen Vater, ich ehre meine Mutter. Sie hat ehrwür-

dige Eigenschaften, das sage ich mit der innigsten Ueberzeugung.

Ein Geist des Unfriedens steht zwischen dir und deinen Eltern, lieber Wilhelm. Kannst du ihn nicht bannen? Er schüttelte den Kopf. Kann ich ihn bannen? rede Wilhelm! wie ist er zu bannen? Ich habe Muth, ich habe Resignation, ich habe das Herz deines Vaters, ich habe den guten Willen deiner Mutter, kann ich ihn bannen?

Die Zeit, mein Oheim, kann ihn bannen, nicht Sie. Und lassen Sie mich einmal von mir selbst reden, ich hoffe, es wird mir gelingen ihn zu bannen.

Mit deinem Benehmen, Wilhelm?

Mit meinem Benehmen. O liebster Oheim, der Unfriede zwischen Vater und Sohn ist etwas so unnatürliches, daß jede fremde Hand, die ihn vertreiben will, ihn vergrößert. Vater und Sohn müssen sich selbst wieder finden.

Mich dünkt, du hättest den Vater schon einige male wieder finden können. Ich erinnerte ihn an eine Gelegenheit.

Ach, ich rede ungern, lieber Oheim, aber ein Waffenstillstand ist kein Frieden, und die Herzen des Vaters und des Sohnes müssen zusammenschmelzen. Die Versöhnung ist kein Schauspiel, Oheim. Ach, ich weiß was ich will, und ich will etwas Gutes.

Man hat dir die Hand von deiner Mutter Cousine angetragen.

Das hat man. Ich habe sie ausgeschlagen. Wäre dieses das Mittel, den bösen Geist zu bannen, o mein Oheim, ich wollte die Hand des Mädchens erbeten, die den Frieden über mich und meine Eltern zurückführen könnte, ob ich gleich das Mädchen nicht liebe; aber — doch lassen Sie mich schweigen. Ich darf nicht reden. Nein, ich darf nicht.

Bursche, du bist verliebt? Hm, mache mir die grossen Augen nicht. Ich kann dir ein Lied davon erzählen. Die Liebe machte mich unglücklich, nicht mein Vater. Soll ich dir erzählen? Komm laß uns hieher setzen. Vielleicht treffen wir durch meine Erzählung etwas bessers als ein Wildpret. Seze dich zu mir, und horche auf.

Ich erzählte ihm meine unglückliche Geschichte. Du kannst leicht denken, welche Theile derselben ich am meisten hervorhob. Ich hatte sie geendigt, und nun fragte ich ihn: wer fehlte von uns am meisten? ich oder mein Vater?

Wenn Ihnen Freimüthigkeit nicht entgegen ist, lieber Oheim, Sie fehlten am meisten; aber mich dünkt, Sie haben die Stellen selbst hervorgehoben, wo Sie sich durch einen freiwilligen Entschluß in die Nothwendigkeit brachten, mit einem sehr einfachen, für die schönste Häuslichkeit erzogenen Mädchen, in die Welt gehen zu müssen.

oder sie der Rache und der Härte Ihres Vaters Preis zu geben. Sie foderten das Geschick heraus, fast könnte man sagen, Sie hätten mit dem Glücke Ihrer Geliebten ein sehr gefährliches Spiel getrieben, wie mit der Ruhe Ihres Vaters.

Hat der Bursche, troz seines zwanzigjährigen Krauskopfes nicht Recht? Mich soll nur wundern, sagte ich, ob du dich klüger aus der Affaire ziehen wirst? Ich wollte ihn nach und nach zu einem Geständnisse bringen; aber er schwieg.

Hm, sagte ich: Wilhelm; ich bin weder ein Spion, noch ein Verräther. Ich bin ein Mensch, der Bruder deines guten, ehrlichen Vaters!, in dessen Seele sich jezt ein tausendschneidiges Schwert umdreht. Sieh, Bursche, hätte sich mir damals, da ich das gefährliche Spiel mit dem Leben meiner Geliebten und der Ruhe meines Vaters aufnahm, hätte sich mir damals ein Mann dargeboten mit einem Herzen wie meines ist: ich hoffe, dein Oheim säße glücklicher neben dir. Mein Sohn, schütte dein Herz in meines. Ich will dir beistehen, wenns möglich ist, ich will dich warnen, wenns noth thut, dir rathen; wenn auch dein Kopf keines Rathes bedarf, so bedarf ihn doch dein Herz, dein heisses Herz. Du liebst! Ich hoffe, du darfst nicht erröthen bei diesem Worte.

Da lag er an meiner Brust, da schwammen die blizenden Augen in Thränen, da hob sich die Brust voll Flammen. Ich liebe, sagte er leise.

Und wirst geliebt? fragte ich, ihm die Wangen voll Schamröthe streichelnd.

Ich werde — geliebt, sezte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Nun das Uebrige will ich zusammen zählen; denn ich weiß, wie das in unserm Hause kommt. Das Mädchen ist schön, gut; aber, o weh arm! aber dreifach o weh! die Tochter eines Bürgerlichen. Nicht? Ich fürchte, Wilhelm, du hast ein eben so gefährliches Spiel in den Händen als ich.

Nein, sagte er fest, aber erschüttert: ich habe es nicht aufgenommen. Ich habe es verloren gegeben, ehe es angefangen wurde.

Angefangen? und wirst geliebt? Nein, Wilhelm, du hast es bis auf den lezten Stich schon gespielt, und nur die Karten zusammen geworfen. Du wirst geliebt? das heißt wenigstens nicht ehrlich gespielt. Ich mußte Josephinen nicht wieder sehen.

Er sah vor sich hin. Ich habe es nicht gespielt, mein lieber Oheim, sagte er sanft. Müssen Herzen brechen, ich habe sie nicht gebrochen. Das Geschick brach sie. Ich weiß man wird mir nie die Hand des Mädchens bewilligen, und so — so — habe ich sie aufgegeben.

Im Ernst, Wilhelm? Ich hielt ihm die Hand hin. Er legte seine sanft in meine. Bravo! das ist groß, das ist edel!

Nicht so edel als Sie denken. Das Mädchen

selbst hat, seit sie weiß, wer ich bin, den aller, kleinsten Zusammenhang mit mir aufgehoben.

Wirst du mir erlauben ein wenig daran zu zweifeln? Man bricht, um desto gewisser anzuziehen.

Im Ernst hat man gebrochen. So ernstlich wie ich, hat man gebrochen.

Das wäre? Sein Ton wa so ernst, so kalt, so groß, daß ich fest überredet war: dem war so.

Ich umarmte ihn. Darf ich noch zweifern, fuhr er freundlich fort: daß ich das Herz meines Vaters gewinnen werde? denn ihm bringe ich dies Opfer.

Du bist ein guter Sohn, und steh du künftig so steif wie ein Mast, so kalt wie eine Eisinsel, so weiß ich es, ich weiß. Aber das Mädchen? Freund, das Mädchen muß ich kennen. Wie lerntest du sie kennen? wie? erzähle.

Ich mußte ihm das heiligste Schweigen versprechen; dann erzählte er.

Er ist ein edler Junge; doch das verdient einen neuen Brief.

Steinspring.

Matt an Laval.

Vor einem Jahre im Frühling kommt Wilhelm von einer kleinen Reise in den Rheigegenden zurück. Er hat den Winter in Mainz und Frankfurt zugebracht. Der Rhein wächst so schnell, daß der Postillon seitab von der Strasse in ein Dörfchen

einkehren muß, das auf einer kleinen Höhe liegt. Der Postillon spannt vor dem ersten dem besten Hause ab, und reitet trotz allen Vorstellungen im Gallop zurück. Die meisten Bewohner des Dörfchens sind am Rheine den niedrigen Dörfern zur Hülfe in der Wassersnoth. Er findet in der Hütte, wo sein Wagen steht, nur einen Greis, der indeß die Sache als eine Kleinigkeit ansieht. Oben im Häuschen sind noch zwei Fremde, die ebenfalls hier haben liegen bleiben müssen.

Die Fremden kommen herab, es ist eine gut gekleidete Frau mit ihrer Tochter. Mein Gott, sagt die Frau: Vater, man stürmt den ganzen Fluß hinauf und hinab, der Strom wächst zusehends. Das ganze Feld dem Strom zu ist ein See.

So erbarme sich Gott, ruft der Mann voll Schrecken, so ist der Damm gebrochen. Er springt hinauf, kommt bleich zurück. Gott erbarme sich, das sieht gefährlich aus. Das sagt er, und in dem Augenblicke stürmt die Glocke des Dörfchens, denn der untere Theil desselben steht im Wasser. Die Angst wächst. Wilhelm sucht die beiden Frauenzimmer zu beruhigen. Was wollen Sie, Herr? was wissen Sie? ruft der Bauer: vor ein funfzig Jahren wars eben so, und da giengen Menschen und Vieh hier unter. Hinauf nach dem Kirchhofe! auf dem Kirchhofe waren schon an vierzig Unglückliche versammlet, Weiber und

Kinder. Man stürmte unablässig. Man zündete ein grosses Feuer an, um den Männern, die abwesend waren, von der Gefahr Nachricht zu geben.

Da näherte sich in der Ferne ein Nachen. Ein Freudengeschrei empfieng ihn den rettenden Nachen. Aber o weh! er faßt nur etwan die Hälfte. Die Fremde dringt mit ihrer Tochter vor. Man weißt sie mit Härte zurück. Mein Neffe bietet seine volle Börse, Uhr und Ring den Bauern, wenn sie die beiden Frauenzimmer retten wollen.

Herr, ruft ein Bauer wüthend: und hebt die Stange, womit er den Kahn leitet. Weib und Kind! geh er mit seinem Golde zur Hölle! Wenn wir wieder kommen! und alle die Unsrigen sind gerettet, dann kommt die Reihe an Euch.

Der Nachen fliegt fort. Das Wehgeschrei vermehrt sich. Krachend stürzen rings um die Häuser ein. Die Fluth wächst. Die Gefahr nimmt zu. Die Bauern sehen mit wilden, wüthenden Blicken die drei Fremden an, die sich an das Wasser vordrängen. O erbarmen Sie sich, mein Herr, sagte die Mutter vor Wilhelm hinstürzend: erbarmen Sie sich meiner Tochter. Seyn Sie ihr Freund, ihr Schützer, wenn die Gefahr wächst. Sie klammern sich an ihn. Das Wasser steigt von Minute zu Minute. Die Zerstörung wird mit jedem Augenblicke gräßlicher. Der Nachen näherte sich wieder. Alles drängt sich vor, bleich, mit starren, rollenden Augen, alles schreit, jam-

mert. O nur meine Tochter! ruft die Fremde. Mein Neffe bietet wieder, was er hat. Aber der Nachen ist beladen, zum Sinken beladen. Nur meine Tochter! ruft die Mutter, mit einem Zetter-geschrei und sinkt in dem Wasser auf ihre Knie!

Fort! rufen die Bauern und die unglückliche Mutter sinkt ohnmächtig ins Wasser.

Unmenschen! ruft mein Neffe. Tödtet uns erst, eh ihr abfahrt. Man drängt sich im Nachen zusammen. Noch für einen ist Platz. Man hebt die Mutter ohnmächtig in den Nachen. Leb wohl, Mutter! ruft die Tochter, und stürzt dann ohnmächtig in Wilhelms Arme. Er trägt sie höher hinauf in die Kirche. Noch immer wächst die Fluth. Er hat die Ohnmächtige in den Armen. Da hört er Stimmen. Von einer andern Seite langte ein Nachen an. Er hebt das Mädchen auf seine Schultern. Er springt hinein. Wir sind die lezten hier! ruft er. Man fährt ab Eine schreckliche Farth! An jedem Augenblick hängt ihr Leben. Endlich, endlich sind sie gerettet. Meine Mutter! ist das erste Wort, das die Fremde ruft, wie sie am Lande ist. Die Bauern zeigen ihnen in der Ferne ein Dorf. Es ist voll Menschen. Das Mädchen dringt in den dicksten Haufen mit dem lauten Geschrei nach ihrer Mutter. Vergebens, sie ist nicht dort. Mein Neffe bewegt das Mädchen endlich, mit ihm weiter zu gehen nach einem benachbarten Städtchen. Hier finden sie

mehr Bequemlichkeit; aber auch hier ist die Mutter nicht.

Mein Neffe verspricht dem Mädchen sie nicht eher zu verlassen, als bis sie ihre Mutter gefunden haben. Sie hängt an seinem Halse. Sie drückt die kalten Lippen auf seine. Sie ist ausser sich vor Dankbarkeit.

Nach einigen Tagen ist der Strom wieder in seinen Ufern. Mein Neffe will das Mädchen bereden, ihm allein das Geschäft, ihre Mutter zu suchen, zu überlassen. Vergebens. Sie will mit. Sie wissen den Namen des Dorfs nicht, in dem sie gewesen sind. Sie kennen die Menschen nicht, die sie gerettet haben. Mein Neffe kauft ein Paar Pferde, einen Wagen, und sie treten ihre Entdeckungsreise an. Sie erreichen ein Dorf. Man erzählt von Unglücksfällen, von dem Tode einer Frau, die einige Aehnlichkeit mit des Mädchens Mutter hat. Sie erbleicht, sie sinkt nieder. Schrecken, Angst, Erkältung überwältigen, ein heftiges Fieber ergreift sie. Mein Neffe findet im ganzen Dorfe, das voll von Unglücklichen ist, nur ein Stübchen für seine Kranke. Alles ist unglücklich. Niemand hat Zeit, sich um die Fremde zu bekümmern. Er ist ihr Arzt, ihr Wärter, ihr Koch, ihr Verpfleger, ihr Alles! Er giebt sie für seine Schwester aus.

Unablässig läßt er nach der Mutter forschen, und immer vergebens. Die Nachrichten von dem

Tode einer Frau, die so gekleidet gewesen ist, als des Mädchens Mutter, bestätigen sich. Er verbirgt sie ihr. Er richtet sie mit schönen Hofnungen auf, an die er selbst nicht glaubt. Der Postillon nennt endlich das Dorf, wo er ihn verlassen hat. Nun hatte er einen Faden aus diesem Labyrinthe. Er reitet dahin, und hört die Nachricht von dem Tode der Frau bestätigen, von den wenigen Einwohnern, die wieder sich eingefunden haben. Seine Kranke erhohlt sich, ein Arzt kommt. Sie erhohlt sich langsam. Die freie Luft, der milde Frühling, sagt der Arzt, wird ihr gut thun. Er führt das reizende Mädchen, ach, das mit einer begeisterten Dankbarkeit an ihrem Retter hängt, in das Gärtchen bei dem Hause; dann ein Paar hundert Schritte um das Dorf unter die Ulmen. Noch darf er ihr nicht sagen, was er fürchtet, den Tod ihrer Mutter.. Er hält sie von einem Tage zu dem andern mit lächelnden Hofnungen hin.

Sieh, Laval, so lebt der blühende, lebenvolle Jüngling allein mit dieser reizenden, blühenden, lebenvollen Jungfrau, allein mit ihr, den ganzen Tag allein zusammen auf einem kleinen Stübchen, und wenn nicht da, unter dem blühenden Dache eines Obstgartens, unter dem Schlage der Nachtigallen. Bruder und Schwester können nie so vertraut leben, als er und sie. Sie ist seine Kranke, er ihr Krankenwärter. Er giebt ihr Arzenei,

Essen. Er hilft ihr sich entkleiden; er troknet ihr den Schweiß von der Stirne. Er wacht an ihrem Lager, er sieht sie im schönsten Schlummer, behorcht ihre Träume, in denen ihre lallende Zunge nur seinen Namen, nur den Namen ihrer Mutter nennen. Er behorcht die Phantasien ihres Fiebers; ach, sie sieht nur ihn. Er rettet sie tausendmal.

Das hatte er mir erzählt, da sagte er nach einem Stillschweigen: Ich liebte sie schon längst mit einer unbesieglichen Leidenschaft; aber ich wußte es nicht. Ich hielt diese Liebe für Menschlichkeit, für eine süsse Pflicht. O wenn sie Morgens mir einen heitern Blick entgegen warf, so küßte ich ihren lächelnden Mund, und ich sagte: guten Morgen, meine liebe Auguste! und ihr himmlisches, freundliches Auge lachte mir zu, sie drückte meine Hand, die nach ihrem Pulse griff, an die volle schlagende Brust, und mit Himmelswärme sagte sie: guten Morgen, mein gütiger Wilhelm! dann richtete sie sich im Bette empor, um an meinen Augen zu sehen, ob ich auch geschlafen habe.

Sieh, Laval, so wuchs seine Liebe auf, wie die Liebe unter höhern Geistern erwachsen muß, wie die Tugend, unter Wohlthun, unter den allerreinsten Empfindungen seines Herzens und ihres. Nein, er wußte nicht, daß er sie liebte.

Sie wußte es nicht, und dennoch war sie ewig sein, er ewig der ihrige. Wie ein Bach unbemerkt zu einem Meere wird, so wurde seine Liebe die glühendste Leidenschaft.

Endlich entdeckte er dem Mädchen den wahrscheinlichen Tod ihrer Mutter. Das Mädchen war trostlos; aber sie hieng begeistert an seinem Hals. Sie hatte ja ihn, den sie über alles liebte. Mein Neffe fragte nun nach irgend einem Verwandten, zu dem er sie bringen könnte. Das Mädchen sieht ihn mit den klaren Tauben-Augen unschuldig an. Ich habe nie einen Verwandten gehabt, als meine Mutter.

Wie? fragt mein Neffe. Sie erzählt ihm, daß ihre Mutter aus Preussen komme, daß ihr Vater früh gestorben sey, daß ihre Mutter mit ihr auf einem Dörfchen in Baden in der allerhöchsten Einsamkeit, ohne allen Umgang, als mit dem Prediger des Dorfs, der nun gestorben sey, von einem kleinen, aber doch hinreichenden Vermögen gelebt habe, daß ihre Mutter nach dem Tode des Predigers habe mit ihr nach ihrem Vaterlande zurückgehen wollen, daß sie aber weder ihr Vaterland recht, noch einen ihrer Verwandten recht kenne. Mein Neffe spielte, während sie ihm ihre hülflose Lage sagte, mit einer ihrer blonden Locken.

So bist du ganz meine theure Schwester, meine liebe Auguste; auch ists so besser; denn sieh, ich möchte keinem Menschen auf der Welt den

kleinsten Antheil an dir abtreten. Aber wie machen wir das? du gehst mit mir, und so lange du lebst, bist du meine Auguste.

Deine Auguste wiederholt sie, und ihr Auge lacht in Freudenthränen.

Da fliegt die Thüre auf, und die Mutter, ach die glückliche Mutter stürzt in die Arme ihrer Tochter, die sie ausgebreitet hat, um den Bruder an die Brust voll Seligkeit zu drücken. O welch eine Scene! da erzählt die Tochter, da sinkt die Mutter dem Jüngling zu Füssen, und doch wirft sie angstvolle Blicke auf ihn, auf ihre Tochter; aber die reinste Unschuld lacht von Beider Stirn. Die Mutter wird mit ihrer Dankbarkeit meinem Neffen lästig. Er hätte ihr danken mögen. Er sieht voraus, daß er sich nun von dem Mädchen trennen muß. Auguste hat ihn Wilhelm genannt. Das war alles, was sie von ihm wußte. Er hat einen fremden Namen angenommen, weil er fürchtet, daß seine Eltern, welche in der Nähe wohnen, alles erfahren könnten.

Er muß sich nun von dem Mädchen trennen. Wer sind Sie? fragte die Frau. Er bleibt ruhig bei der alten Aussage: er ist ein junger Kaufmann aus Bonn, Namens Müller.

Sie fahren nach Frankfurt. Hier wollen sie sich trennen. Die Mutter hat ihm ihren künftigen Aufenthalt genannt. Er ergreift den Huth.

Er will Lebewohl sagen, er stockt, er erblaßt, Auguste erblaßt. Er ergreift Augustens Hand. O! ruft sie schluchzend: müssen wir denn scheiden? Da bricht die Liebe, die heisse verborgene Liebe mächtig hervor. Jezt denkt mein Neffe zum erstenmal an seinen Vater. Er erblaßte immer mehr.

O, ruft er, ich kann nicht. Nein, ich kann mich nicht trennen, sie ist die Quelle meines Lebens! Ach, und nun mit der Ueberzeugung, daß sein Vater nie einwilligen wird, bedeckt er das Auge mit beiden Händen.

Auguste liegt vor ihrer Mutter auf den Knien. Auguste leb wohl! sagt er fester, entschlossen zu gehen. Sie fliegt in seine Arme. O geh nicht! ruft sie, ich sterbe vor Gram! O Mutter, Mutter, o diese unendliche Angst meiner Seele! Ich lasse ihn nicht.

Unentschlossen steht die Mutter da. Sie heftet unruhige Blicke auf den Jüngling, dann mitleidige auf ihre Tochter.

Da stürzt er sinnenlos, in wüthender Liebe zu Augustens Füßen. O ich liebe dich mit unendlicher Liebe.

Das Wort ist gesprochen. An seinem Herzen liegt Auguste, sie jauchzt das Wort Liebe tausendmal hervor. Er ist mein! ruft sie, ewig mein! die fürchterliche Angst reißt den Jüngling empor. Er starrt die Mutter an. Auf Augustens Geburt-

sagt er ängstlich, liegt ein Geheimniß? Gott, vielleicht! o vielleicht! Ich habe einen strengen Vater. Ich bin ein Edelmann. Da bedeckt die Mutter das bleiche Gesicht, und ruft: o meine unglückliche Tochter! Auguste wirft sich ängstlich, matt in einen Stuhl. Entschlossen tritt die Mutter vor. Junger Mann, sagt sie mit den rührendsten Tönen: edler Mensch, sey noch edler! rette sie zum zweitenmale. Sie kann nie deine Frau werden. Nie! rette sie, du Engel ihres Lebens, rette sie vor sich selbst, und verlaß uns.

Mein Neffe sagt: o mein Vater, mein Vater ist kein Unmensch! Er wird mich erhören! ich eile! —

Bleib! sagte die Mutter. Auf meiner Tochter Geburt ruht eine unauslöschliche Schande. Sie ist meine Tochter. Sie hat keinen Vater gehabt. Ein Donnerschlag vom Himmel betäubt nicht so, wie diese Worte meinen Neffen. Er steht erstarrt. Endlich wirft er sich doch der Mutter zu Füßen. Mein Sohn, sagte die Mutter ermattet, erschöpft: frage dich, wird es dein Vater zugeben? wird er? du hast sie gerettet, sie ist dein! Ich weiß, sie wird die schwache Stimme der warnenden Mutter nicht hören. Sie ist in deiner Gewalt. So geh, und mache sie elend, die du rettetest, die du liebtest!

Auguste lag ohnmächtig da. Mein Neffe sprang auf. Er sagte mit ernster, langsamer Stimme, ich werde sie nicht wieder sehen. Er küßte die kalte

Stirne des Mädchens, drückte der Mutter Hand an sein Herz, und verließ das Zimmer.

Laval! Laval! und er hat sie nicht wieder gesehen! Was sagst du zu meinem Neffen?

Steinspring.

Matt an Laval.

Laval, o Laval! wo soll ich anfangen? O ich werfe meine Seeligkeit in das eine Wort zusammen: Josephine! sie lebt! ich habe sie wieder. Sieh, ich stürze wie ein Rasender umher, ich taumele, wie ein Trunkener, ihr Herz hat an meinem geschlagen. Ich habe sie wieder!

Die Erzählung meines Wilhelms hatte mich entzückt. Freilich, es war vorbei, sah ich. Ich sann mich zu Tode, denn sieh, ich hätte ein gut Stück von meinem Leben darum gegeben, wenn ich so ein wenig hätte zaubern können. Ich gieng aber schnurstracks zu meinem Bruder, und sagte: dein Sohn, Bruder, ist ein edler, ein sehr edler Mensch, ein sehr edler Mensch! Sieh, ein Mensch, Bruder, vor dem ich den Huth mit Respekt ziehe, so ein Ehrenmann, auf den Engel und Heilige mit Freuden sehen.

Mein Bruder erstaunte, fragte. Ja, sagen kann ich nun nichts; aber wenn du wüßtest, Bruder, so würdest du stolz an deine Brust schlagen, und sagen: er ist mein Sohn.

Indeß die edle Frau wollte ich kennen, und das Mädchen dazu, und das aus guten Gründen. Ich hatte mir den Ort gemerkt, wo diese edle Frau wohnen wollte. Ich reißte in aller Stille dahin. Was ich dachte, traf zu, sie war da gewesen, aber weiter gegangen. Wohin? das brachte ich denn durch einen Lohngutscher heraus, der sie gefahren hatte. Von da giengs weiter, immer der Spur nach. Das führte denn der Gränze immer näher,

und endlich — o wie pochte mein Herz! endlich in das Dorf, wo Josephine bei dem Prediger gelebt hatte. Sieh, Laval, ich weiß nicht, welche Ahnung mich ergriff, warum das Herz nicht aufhören wollte zu stürmen.

Zwei Frauenzimmer? in einem rothen Wagen? und so weiter, fragte ich.

In dem Hause. Ich gieng hinein, ich öfne das Zimmer. Laval, die Erde versank unter meinen Füßen, die Freude des Himmels brach in mein Wesen ein, da stand Josephine! Ich schrie auf, ich hob den Arm empor, und so sank ich unter der Last des Entzückens zu Boden. Josephine! rief ich. Da erkannte sie meine Stimme, und ich hatte mein Weib in meinen Armen! O nun auf ewig in meinen Armen. Ach ich sah nicht, daß sie ohnmächtig war. Ihre Tochter, ach, Laval! nein, es muß sogleich heraus, die ganze Seligkeit, meine Tochter Auguste! meine Tochter Auguste, ach Josephinens ganzes Bild, schrie auf. Da erwachte die Mutter. Nein, du hast keinen Begriff von dem allem, wie ich weinte, wie ein Schulknabe, daß mir die Thränen die Wangen herabliefen, wie mirs in der Brust weh that, alle ihr Leiden, und wie durch den Schmerz die himmlische Freude, sie wieder zu haben jauchzend zog. Ich trug sie auf meinen Armen. Ich war ausser mir.

Die Tochter stand da in der Ferne, in einer Stellung, als wollte sie eben Mörder rufen, oder Diebe! Ich bitte dich, sagte Josephine endlich leise, mässige den Sturm deiner Freude. O August, es ist deine Tochter, die da steht. O mässige dich, sie darf dich nicht erkennen.

Wie, meine Tochter mich nicht erkennen? o mein Kind, meine Auguste, meine Tochter. Ich bin dein glücklicher Vater! Da stürzte sie herzu, in meinen Arm. O wie habe ich die Freude ertragen können?

wie? Nun erzählte sie, nun erzählte sie die jammervolle Geschichte ihres Lebens. Sie hatte meinem Vater ihr Wort gegeben, alle Ansprüche auf mich aufzugeben. Und doch erhielt ich meine Freiheit nicht. Sie wollte mich retten. Sie gieng mit ihrer Verwandtin aufs Land, dort kam sie nieder mit meiner Tochter. Dann zogen sie wieder auf mein Dörfchen. Hier warf sie der Gram nieder. Sie glaubte selbst an ihren Tod. Sie schrieb mir. Eine Ohnmacht, die lange anhielt, überzeugte alle Umstehenden, daß sie todt war. Doch erholte sie sich. Nun aber gieng sie in die Pfalz unter ihrem jetzigen Namen. Ihre Verwandtin gab ihren Tod vor, um mich zu befreien. Mein Vater glaubte nicht daran.

Sie lebte verborgen von dem Vermögen ihrer Verwandtin, zulezt in Baden, bis endlich mein Neffe sie kennen lernte. Wir giengen sogleich nach Steinspring zurück. Unterwegs erzählte mir Josephine Augustens Liebe, hofnungslose Liebe. Ich lächelte, und schloß Augusten in meine Arme. Wir kamen in Steinspring an.

Ich führte meine Frau mit ihrer Tochter ins Zimmer. Da stand mein Neffe, erstarrt, Auguste erstarrt. Hier, rief ich entzückt, hier hast du sie, deine Geliebte, meine Tochter, meine Auguste. Bruder, dieses ist meine Josephine, mein Weib. O sie soll sagen, welch ein edler Mensch dein Sohn ist!

Mein Bruder war erstarrt, meine Schwägerin noch mehr. Aber die Sonne des Vergnügens gieng in ihrem Gesichte auf, da ich ein Wort von meiner reichen englischen Erbschaft fallen ließ. Ich trat sogleich meinem Neffen mein ganzes hiesiges Vermögen ab. Wir erzählten, und der Vater fiel seinem Sohne ans Herz, und rief mit väterlichem Stolz: er ist mein edler Sohn!

O wir sind glücklich, alle! alle. Gott segne uns.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Neueste Erzählungen und kleine Romane

Bd.: 1

Berlin 1807

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.460(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721419-1